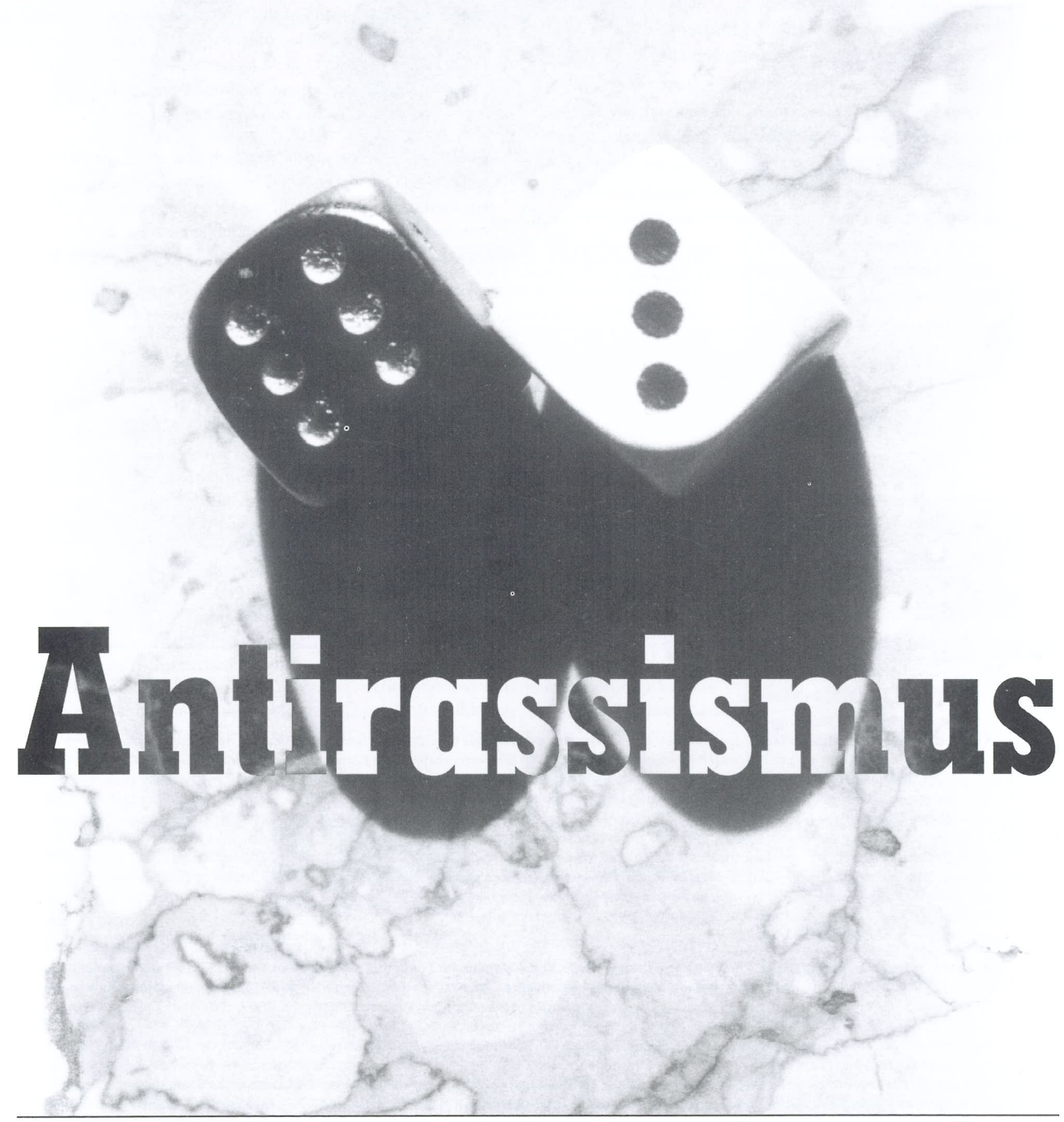
Nr. 22 I-1997

STIMME

von und für Minderheiten



Antirassismus

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

stimmlage

Pandoras Büchse

Die Kunst des Verpackens besteht offenbar darin, vom billigen Inhalt abzulenken und dem Beschenkten das Gefühl zu vermitteln, mit einem edlen Gegenstand konfrontiert zu sein. Dies lehrt uns das – aus unergründlichen Gründen so genannte – Integrationspaket, in dem Glasperlen als Edelsteine verpackt worden sind: Seit 1993, da ein – zumindest im Titel viel ehrlicheres – Paket namens „Strukturbereinigung" Österreich in eines der restriktivsten europäischen Länder bezüglich Einwanderungs- und Niederlassungsregelungen zurückkatapultierte und große Proteste seitens Menschenrechtsorganisationen auslöste, haben einige Politiker mit liberalem Antlitz beteuert, in baldiger Zukunft ein humaneres Fremdenrecht durchzusetzen. Der letzte Innenminister wurde nicht nur zum Symbol der Menschlichkeit, sondern auch zur Hoffnung der Menschenrechtsszene hochstilisiert. Es scheint aber nun, angesichts des aufgeschnürten Integrationspakets, daß er eher auf die Verpackung des Geschenks an „Fremde" stolz sein sollte. Denn es hat sich als Pandoras Büchse erwiesen.

Die meisten der neuen Bestimmungen im Bereich Aufenthalt, Beschäftigung und Asyl legen, sieht man von der gelungenen Kosmetik ab, den Verdacht nahe, daß das Wort „Integration" im Namen des Pakets ganz bewußt zynische Zwecke erfüllt. Ein beliebiges Beispiel (in den nächsten Heften werden wir ausführliche Kommentare über diese neuen Gesetze veröffentlichen): Ein Ausländer, der seit fünf Jahren in Österreich lebt und arbeitet, hat nach dem neuen Gesetz Rechtsanspruch auf unbefristeten Aufenthalt; bloß, er kann trotzdem von Amts wegen ausgewiesen werden, wenn er nicht länger als acht Jahre hier lebt und ein Jahr lang arbeitslos bleibt. Integration als Hürdenlanglauf für Menschen mit stählernen Nerven!

Die einzige Verbesserung im Vergleich zum noch geltenden, unerträglichen Gesetz: Die „von klein auf im Inland aufgewachsenen Ausländer" dürfen nicht abgeschoben werden. Ein Hoffnungsschimmer also – so viel Hoffnung beinhaltete allerdings auch die Büchse Pandoras!

Hakan Gürses

impressum

Offenlegung gemäß §25 Mediengesetz:
STIMME von und für Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt der **Initiative Minderheiten** *(Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten)* mit der grundlegenden Richtung, gemäß §2 und §3 der Vereinsstatuten die Kommunikation und das Zusammenleben von Minderheiten und Mehrheiten durch die Selbstdarstellung von Minderheiten und ihrer Organisationen, durch Interviews, Erfahrungsberichte, wissenschaftliche Beiträge, Buch-, Periodika- und Tonträgerbesprechungen, aktuelle Nachrichten und Veranstaltungshinweise bzw. -berichte auf medialer Ebene zu fördern. Die **Initiative Minderheiten** *(Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten)* ist Mitglied bei der Bürgerinitiative Demokratisch Leben (Medieninhaber) und Herausgeber der Zeitschrift mit folgenden Vorstandsmitgliedern: Dr. Ursula Hemetek (Obfrau.), Dr. Michael Oertl (Vizeobmann), Hermann Rothe (Kassier), Mehmet Emir (Kassier-Stv.), Dr. Helga Mracnikar (Schriftführerin) und Elisabeth Feuerstein (Schriftführerin-Stv.), (ohne Funktion) Waltraud Riegler, Franjo Schruiff, Dr. Erwin Riess, Dr. Vladimir Wakounig, Mag. Beate Eder-Jordan, Ilija Jovanovic. Die Finanzierung der Zeitschrift erfolgt durch öffentliche Subventionen, Mitgliederbeiträge, Abonnements und freiwillige Spenden.
Die Adressen vom Medieninhaber und vom Herausgeber sind unten angeführt.

Impressum:
STIMME von und für Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt des **Vereins zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten** (*Initiative Minderheiten*). **Medieninhaber und Verleger:** Bürgerinitiative Demokratisch Leben, Tiergartenstr. 25, 6020 Innsbruck; **Herausgeber:** Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten (*Initiative Minderheiten*), Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel: 0222/ 586 12 49-12 Fax: 586 82 17; Klostergasse 6, 6020 Innsbruck, Tel: 0512/ 586 783; **Redaktion:** Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel: 0222/ 586 12 49-12 Fax: 586 82 17; **Chefredakteur:** Hakan Gürses; **Redaktionelle Mitarbeit:** Hikmet Kayahan (hk), Gerald Nitsche, Vladimir Wakounig, Franjo Schruiff, Ursula Hemetek, Michael Oertl, Beate Eder, Gabriele Müller-Klomfar (gmk); **Ständige AutorInnen:** Erwin Riess, Dieter Schmutzer, Margit Rohringer, Stefan Nicolini, Gabriele Hebenstreit, Katina Lair, Kahlauer, a.çiçek, mh; **Fotoredaktion:** Mehmet Emir; **Zeichnungen:** Hakan Gürses, Andreas Ohrenschall; **Graphische Gestaltung:** schultz+schultz-Mediengestaltung; **Herstellung (Repro & Druck):** Drava Verlags- u. Druckgesellschaft m.b.H., Tarviser Str. 16, A-9020 Klagenfurt/Celovec, Tel.: 0463/ 50 566; **Verlags- und Erscheinungsort:** Innsbruck; **Verlagspostamt:** 6020 Innsbruck. *Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.* **Aboverwaltung:** Hikmet Kayahan (Redaktionsadresse); **Jahresabo** (4 Hefte): öS 180,-; für Vereinsmitglieder kostenlos.

Antirassismus

Die österreichischen Medien haben das „Europäische Jahr gegen Rassismus (1997)" in seinem ersten Quartal relativ gut wahrgenommen und angekündigt – natürlich kann dieses mediale Interesse nicht mit jenem verglichen werden, das etwa die Präsentation der Euro-Banknoten oder die nächste Olympiade auslösen. Daher ist es nicht verwunderlich, daß dieses besondere Jahr den Schwerpunkt der ersten heurigen Nummer ausnahmslos jedes Alternativblatts bildet. Wie oft müssen auch in diesem Fall die engagierten JournalistInnen eine kompensierende Rolle spielen. So wollen auch wir uns in diesem ersten STIMME-Heft 1997 des Themas „Antirassismus" annehmen, allerdings aus der Sicht der Minderheiten. Im Gegensatz zu den Massenmedien sind wir nicht der Meinung, daß Rassismus „Problem anderer Leute" ist; und obwohl die Minderheiten immer die bevorzugte Zielscheibe des Rassismus darstellen, wollen wir die „Opferperspektive" in Frage stellen. Die Thema-Aufsätze in dieser Nummer versuchen, die Notwendigkeit und die Chancen des Antirassismus von „innen" ebenso wie von „außen" zu begründen. Ihre gemeinsame Fragestellung lautet: Kann Antirassismus aus einem „sicheren", d. h. vor jeglichem Rassismus gefeiten politischen Raum aus greifen, in dem sich die Minderheiten und ihre „FreundInnen" wähnen? Oder ist Antirassismus der Name einer Haltung, die eine neue, noch zu errichtende politische Kultur im Jetzt zu begreifen und zu erleben sucht?

1997 Europäisches Jahr gegen Rassismus

Jahr gegen Rassismus

An dieser Stelle wollen wir von einigen Entwicklungen zum „Europäischen Jahr gegen Rassismus (1997)" berichten. Der bereits eingerichtete österreichische Koordinierungsausschuß setzt sich aus VertreterInnen von Bundesministerien, Sozialpartnern und mehreren NGOs (darunter die *Initiative Minderheiten*) zusammen und hat Arbeitsschwerpunkte ausgearbeitet, die in Einzelprojekten sowie folgenden Arbeitsgruppen umgesetzt werden sollen: „Legistik" mit dem Schwerpunkt, konkrete Vorschläge für ein Antirassismus- und Antidiskriminierungsgesetz zu erarbeiten; „Medien": Ausbildungskonzepte für JournalistInnen zur Berichterstattung über Minderheiten sowie ein neuer *Ehrencodex* für JournalistInnen, der Rassismus und Fremdenfeindlichkeit in der Berichterstattung sanktioneren soll, werden ausgearbeitet; „Bildung": Ausbildungskonzepte zu den Themenbereichen Minderheiten und Rassismus werden ausgearbeitet, SchülerInnen und LehrerInnen werden durch eine Kampagne aufgerufen, rassistische Begriffe und Schilderungen in Schulbüchern aufzuzeigen. Der Ausschuß will die von der *Initiative Minderheiten* vorgeschlagene Forderung zur Schaffung eines Minderheitenstaatssekretariats durchsetzen (siehe S. 12). Außerdem werden lokale, regionale und internationale Projekte unterstützt sowie Serviceleistungen erbracht. Nähere Information unter: *Österreichischer Koordinierungsausschuß, z. H. Jürgen H. Gangoly, Praterstr. 70/13, 1020 Wien; Tel.: 0222/ 214 44 99-14, Fax: DW 10, e-mail: juergen.gangoly@blackbox.at.*

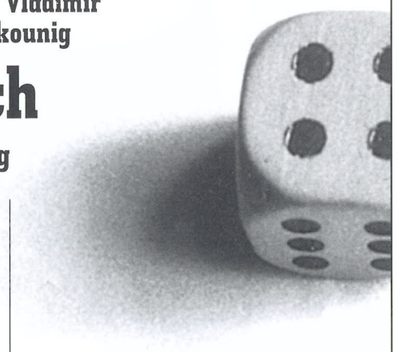
inhalt

Impressum/Offenlegung 2
Die Pädagogik und ihr antirassistischer Anspruch
V. Wakounig 4
Strategien gegen Rassismus beginnen bei uns selbst
F. Schruiff 6
Von der „Race" zur „Rasse"
F.M. Wimmer 8
Groll & Tritt
E. Riess 10
Initiative Minderheiten im Jahr gegen Rassismus 12
Brief aus Stambul
G. Nitsche 13
Schritt in die große Politik
Gespräch ziwschen Dr. K. Voget und Dr. E. Riess 14
„Der Holocaust-Jude"
K. Lair 16
Didaktik & Gedenken 17
100 Tage Einsamkeit
Gespräch mit Gemeinderätin Maria Vassilakou 18
„Gewalt und Gegengewalt"
B. Puritscher
D. Schwarzwald 20
Kolaric lebt 22
Gedenkfeier in Mauthausen .. 22
Wien wird Karnevalsstadt ... 23
Haltestelle M 23
Gegen Rassismus und Xenophobie 23
Termine & News 24
Janko Messner – 75 25
Urbane Musikstile in Europa . 25
Kulturen & Künste 26
CD-Tips 28
Buch-Tips 29
Kahlauers Tagebuch 31

Die Pädagogik und ihr antirassistischer Anspruch

von Vladimir Wakounig

Zwischen Allmachtsvorstellungen und Selbstrelativierung



Die intensive Beschäftigung der Pädagogik mit den Migrationsfolgen hat zu Konzepten und Vorschlägen geführt, die sich in den letzten Jahren sehr rasch geändert haben. Am markantesten ist dabei wohl der Wandel von der sog. Ausländerpädagogik zur Interkulturellen Erziehung. Mit den immer stärker werdenden rassistischen Handlungen (beispielsweise Brandanschläge auf AsylantInnenheime, Körperverletzungen, Morde) hat sich innerhalb verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen ein eigener Diskurs über Rassismus und Ausländerfeindlichkeit entwickelt. Gleichzeitig ist auch der Ruf nach entsprechenden Handlungskonzepten laut geworden, um Rassismus effizient zu bekämpfen.

Was mutet sich die Pädagogik zu?

Man kann ohne weiteres behaupten, daß sich die Pädagogik einmal mehr berufen fühlte, auf den gesellschaftlichen Ruf nach geeigneten Erziehungsmaßnahmen sofort mit einem konkreten pädagogischen Modell zu reagieren. Es wurde ein neues Konzept angeboten, nämlich die *antirassistische Erziehung*. Mit einem so definierten pädagogischen Konzept hat man unterschwellig suggeriert, man habe endlich Anleitungen und Rezepte gefunden, die imstande wären, rassistische Handlungen und Ausdruckformen aus der Welt zu schaffen. Indem die Pädagogik geglaubt hat, für die Abschaffung struktureller Mißstände, die vor allem Fremde/AusländerInnen diskriminieren und sie zu Sündenböcken von gesellschaftlichen Fehlentwicklungen machen, die richtigen Handlungsmuster gefunden zu haben, hat sie sich in eine mißbräuchliche Rolle drängen lassen. Die Verantwortung für mehr Gerechtigkeit und weniger Diskriminierung wurde damit der Erziehung(swissenschaft) zugeschoben. Dies ist deshalb kritisch zu vermerken, weil pädagogisches Nachdenken und Handeln besonders dann gefragt wird, wenn Phänomene und Entwicklungen sichtbar werden, die die Gesellschaft selbst produziert und nicht löst (beispielsweise Gewalt, Fremdenfeindlichkeit). *„Die Pädagogisierung setzt regelmäßig dann ein, wenn für politisches Handeln kein Ansatz gefunden oder kein Konsens zu erreichen ist. Das galt und gilt für die Friedenserziehung, die Umweltpädagogik und für den Multikulturalismus, die alle volkspädagogische Umerziehungsprogramme sind und ihren curricularen Niederschlag in der Schule gefunden haben“* (Radtke 1995, 856).

Nicht wenige Menschen, die bei ihrer Arbeit immer wieder mit Konflikten zwischen InländerInnen und AusländerInnen zu tun haben, die auf offene Ausgrenzungen von ausländischen Personen stoßen, erhoffen sich, von einer antirassistisch orientierten Pädagogik die notwendigen Handlungs- und Interventionsmuster zu bekommen. Solche Erwartungen sind keineswegs unerhört oder unangebracht. Sie sind völlig legitim, zumal sie von Menschen geäußert werden, die aufgrund ihrer Alltagspraxis und ihres Engagements gegen Diskriminierung unter Handlungszwang stehen. Die Diskrepanz zwischen den Erwartungen an die antirassistische Erziehung und der tatsächlichen Wirksamkeit antirassistischer Konzepte wird umso größer, je länger sich die Pädagogik einer kritischen Auseinandersetzung mit ihren begrenzten Veränderungsmöglichkeiten entzieht. Gerade dann, wenn bestimmte gesellschaftliche Entwicklungen in einem besonderen Maße zu Ungleichheiten und Ausgrenzungen führen, entwickeln Sozialwissenschaften immer das Bestreben, sofort richtige Erklärungen und brauchbare Gegenrezepte anzubieten (vgl. Bauman 1992; 1995).

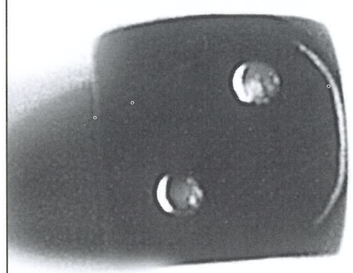
In einer ähnlichen Situation ist auch die Pädagogik mit ihrem antirassistischen Anspruch. Eine kritische Reflexion des pädagogischen Selbstverständnisses sollte nicht so verstanden werden, daß man einer Konfrontation mit rassistischen Handlungen und ausländerfeindlichen Formen ausweicht und sie damit einfach hinnimmt. Es geht um die Einsicht, daß auch die antirassistische Erziehung trotz ihres leidenschaftlichen Engagements keine allgemeingültigen Erklärungen und tatsächlich wirksamen Muster zur Bekämpfung des Rassismus anbieten kann. Es ist durchaus möglich, daß sich die Pädagogik ungern eine solche Selbstbeschränkung auferlegt, zumal sie immer wieder vorgab, ganzheitliche Betrachtungen zu praktizieren und generalisierende Aussagen über Erziehungsvorstellungen machen zu können. Ihre Zielvorstellung ist weiterhin die, den Menschen in seinem gesellschaftlichen Kontext uneingeschränkt verstehen zu wollen und Lernprozesse zu initiieren, die das Individuum in seiner Ganzheit betreffen. Gäbe es tatsächlich Eindeutigkeiten im Erklären von gesellschaftlichen Ungerechtigkeiten und politischen Diskriminierungen, so müßte es auch möglich sein, klare Maßnahmen zur Herstellung von Gleichheit und Gleichberechtigung anzubieten. Doch genau dies erweist sich zunehmend als unrealistisch.

Die Gefahr der Selbstüberschätzung

Vergegenwärtigt man sich die Zielvorstellungen von jenen Pädagogen, die als erste versucht haben, das Anliegen einer antirassistischen Erziehung zu umschreiben, so sind sie sehr anspruchsvoll. Demnach soll es möglich sein, mit einer antirassistischen Erziehungpraxis, speziell im schulischen Bereich, gesellschaftliche Strukturen grundlegend zu verändern. Der niederländische Sozialwissenschaftler – und einer der stärksten Befürworter der antirassistischen Erziehung – **Chris Mullard** bringt seine Vorstellung folgendermaßen zum Ausdruck: *„Wenn wir das Problem richtig identifizieren, nämlich als strukturelles, d. h. als Problem von Ungleichheit und Ungerechtigkeit innerhalb eines Systems, dann können wir nur eine Vorgehensweise der Opposition und Aktion wählen. Das nenne ich antirassistische Erziehung. Und damit meine ich eine Erziehung, die auf ein Restrukturieren der fundamentalen ethnischen und rassischen Beziehung zwischen den Menschen abzielt. … Antirassistische Erziehung ist wirklich gute Erziehung in einem ganzheitlichen Sinn“* (Mullard 1991, 51). Eine so verstandene antirassistische Erziehungskonzeption geht von der Überzeugung aus, daß sich Erziehung nicht mit Aufklären und Aufzeigen von gesellschaftlichen und sozialen Ungleichheiten zufriedengeben darf, sondern Veränderungen von Systemverhältnissen anstreben soll. Eine antirassistische Praxis ist erst dann gut, wenn sie Aufgaben wahrnimmt, die weitreichende strukturelle Reformen nach sich ziehen. Mullard ist der Auffassung, daß die bisherigen pädagogischen Konzepte und Versuche bei ihren Vorhaben gescheitert sind, weil es ihnen nicht gelungen ist, den Rassismus aus der Gesellschaft zu verbannen. Weil andere pädagogische Zugänge, etwa die Interkulturelle Erziehung, zu sehr das Miteinander von Menschen im Auge haben, seien sie in ihrer Wirkung letztendlich defizitär und stabilisieren nur die vorhandenen Ungerechtigkeiten. Den Ausweg aus dieser gesellschaftlichen Ungerechtigkeit bietet für Mullard die antirassistische Erziehung, die *„sich mit strukturellen Fragen und Problemen unserer Gesellschaft auseinandersetzt. … Allein die antirassistische Methode kann auf Ungleichheiten unserer Gesellschaft wie Klasse, Geschlecht, Herkunft etc. einwirken“* (Mullard 1991, 53).

Eine so verstandene antirassistische Erziehung nimmt für sich in Anspruch, auf dem richtigen Weg zu einer humanen, demokratischen und gerechten Gesellschaft zu sein. *„Durch Antirassismus werden wir die ideale Gesellschaft erreichen, in der wir alle – und ich betone hier: alle – leben, arbeiten, spielen und lieben können, als Menschen; nicht als schwarze oder weiße Menschen, als Deutsche oder Engländer, als Leute aus Trinidad – sondern als Menschen. Das ist das tatsächliche Ziel, das wir vor Augen haben und nach dem wir streben müssen. Wenn wir uns nicht darum bemühen, dann können wir gleich unsere ganze Existenz vergessen. Und ohne Erziehung zu einem neuen Bewußtsein kann es in Zukunft kein sinnvolles, soziales Zusammenleben geben“* (Mullard 1991, 55).

Die Zielvorstellungen, die Mullard mit der antirassistischen Erziehung verbindet, sind in dieser Form absolut und apodiktisch, weil sie keine anderen Überlegungen zulassen und nur an dem Beitrag zu fundamentalen Veränderungen von gesellschaftlichen Verhältnissen gemessen werden. Meines Erachtens ist es notwendig, auf die Gefährlichkeit einer solchen Selbstüberschätzung durch die antirassistische Erziehung hinzuweisen. Zu einfach und zu naiv ist die Vorstellung, man könne Rassismus durch Antirassismus ersetzen, um zu mehr Demokratie in der Gesellschaft zu kommen. In der Konsequenz würde dies bedeuten, daß ein aggressiver und militanter Rassismus nur mit einem ebenso aggressiven und militanten Antirassismus zu bekämpfen sei, um überhaupt einen gesellschaftichen Wandel herbeiführen zu können.



Antirassistische Erziehung ist primär Bewußtseinsarbeit

Die Pädagogik hat aus der Beschäftigung mit den Migrationsfolgen eines zur Kenntnis zu nehmen, daß sie nämlich keine allgemeingültigen und verbindlichen pädagogischen Konzepte anbieten kann. Umso mehr muß sie sich diese Selbstrelativierung eingestehen, wenn es um so sensible Fragen wie Rassismus, Nationalismus, Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit geht. Diese haben mit der Komplexität und Wechselwirkung von politischen, gesellschaftlichen, sozialen und ökonomischen Bedingungen zu tun und können von daher nicht auf einen einzigen Erklärungspunkt reduziert werden. Noch viel weniger können sie mit pädagogischen Ansätzen destabilisiert oder aufgehoben werden. Die antirassistische Erziehung ist als Teil der Bildungsarbeit eine wichtige Orientierung (vgl. Schaller 1995), sie kann jedoch nicht als politisches Instrument gesehen werden, um sich an Machtkämpfen um politischen Einfluß und gesellschaftliche Ressourcen zu beteiligen.

Antirassistische Erziehung als Bildungsarbeit muß bewußt machen, daß Rassismus bestimmte Werte gefährdet und damit auch das Zusammenleben von Menschen in Frage stellt. In der Wertediskussion ist es notwendig, die Begründung dafür bei den Menschenrechten zu suchen. Mit den Menschenrechten sind inzwischen Orientierungen und Maßstäbe gesetzt worden, die eine universelle Beurteilung von Situationen beanspruchen können (vgl. Hamburger 1994, 121). Auch wenn sich diese Erkenntnis heute zunehmend durchsetzt, so heißt es nicht, die Adressaten antirassistischer Erziehung würden sofort nachvollziehen, daß rassistische Handlungen sich immer gegen menschliche Interessen richten. Denn diese Einsicht ist gerade dann schwer zu erreichen, wenn Aus- und Abgrenzungen die Voraussetzung der eigenen Macht- und Wohlstandssicherung sind.

Die Pädagogik mit ihrer antirassistischen Zielsetzung agiert auf einem brüchigen und sensiblen Boden. Die Schwierigkeit besteht vor allem darin, daß Bildungsarbeit in erster Linie Bewußtseinsarbeit ist, die nicht durch irgendwelche Aktionen ersetzt werden kann und die eine leidenschaftliche Nachhaltigkeit braucht. In der Bekämpfung des Rassismus ist es mitunter äußerst diffizil, die Verflechtungen zwischen den diskriminierenden institutionellen Bedingungen und dem eigenen persönlichen Nutzen aufzuzeigen. Dabei geht es um die Bewußtmachung, daß der einzelne bestimmten rassistischen Verhältnissen nicht bloß ausgeliefert ist, sondern aus diesen Verhältnissen auch Vorteile für sein Handeln ziehen kann (vgl. Schaller 1995, 291).

Antirassistische Erziehung kann sehr leicht an Glaubwürdigkeit verlieren, wenn sie sich auf die Ebene des Moralisierens und Dämonisierens begibt. Eine solche Position würde eines aus dem Blick verlieren, nämlich die eigene Beteiligung an der Schaffung und Aufrechterhaltung rassistischer Strukturen. Die antirassistische Pädagogik kann nicht für sich beanspruchen, den betroffenen Adressaten deutlich machen zu können, wer der bessere Mensch ist und wer sich an wem zu orientieren hat. Sie kann nur wirksam sein, wenn sie sich vom Dogma eines dichotomen Weltbildes (Rassismus – Antirassismus, Ausländerfeinde – Ausländerfreunde) löst und ihr Handeln an der Menschenwürde und an der Vorstellung eines gelingenden Lebens ausrichtet (vgl. Hamburger 1994, 121).

Literatur

Bauman, Zygmunt: *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit.* Hamburg: Junius 1992

Bauman, Zygmunt: *Ansichten der Postmoderne.* Hamburg: Argument 1995

Hamburger, Franz: *Pädagogik der Einwanderungsgesellschaft.* Frankfurt/M.: Cooperative-Verlag 1994

Mullard, Chris: *Ein Beitrag zur Antirassitischen Erziehung: Die Gesamtschule.* In: Essed, Philomena/Chris Mullard: Antirassistische Erziehung. Grundlagen und Überlegungen für eine antirassistische Erziehungstheorie. Felsberg: Migro-Verlag 1991, 45-55

Radtke, Frank-Olaf: *Interkulturelle Erziehung. Über die Gefahren eines pädagogisch halbierten Anti-Rassismus.* In: Zeitschrift für Pädagogik, 1995, H. 6, 853-864

Schaller, Michael: *Etwas tun gegen Rassismus? Zu Möglichkeiten, Ansätzen und Grenzen in der (Bildungs-)Arbeit mit Jugendlichen.* In: Leiprecht, Rudolf (Hg.): In Grenzen verstrickt. Jugendliche und Rassismus in Europa. Duisburg: Diss-Verlag 1995, 288-302

Strategien gegen Rassismus beginnen bei uns selbst

von **Franjo Schruiff**

Die Gefahren des Abwehrrassismus

Die Europäische Union hat das Jahr 1997 zum Jahr gegen Rassismus ausgerufen. Das ist gut. Leider haben es viele nicht verstanden. Statt Strategien gegen Rassismus zu suchen, werden Rassisten gesucht. Gesucht wird aber nicht in den eigenen Reihen und Gedanken, sondern beim jeweiligen Gegner, um ihm dem Trend des Jahres entsprechend auch noch Rassismus als Makel vorwerfen zu können. Und das ist schlecht. Mit so einer Konzeption wird das Antirassismus-Jahr spurlos an uns und am Rassismus bei und in uns vorbeigehen.

Gerade für Minderheiten waren Diskussionen über Rassismus immer interessant. Im öffentlichen Diskurs über Rassismus, seine Auswirkungen und seine Bekämpfung kommen sie selber kaum in Verdacht, Täter zu sein. Und von Haus aus als Opfer auftreten zu können, das bringt fast nur Vorteile, jedenfalls aber breite Sympathien. Manche Minderheitenorganisationen nutzen den Diskurs über Rassismus, um sich selbst in die Mitte der Debatte zu spielen.

Im Eifer, die eigenen Gegner als Rassisten zu punzieren, geht aber automatisch der Blick auf die eigene Anfälligkeit für rassistische und menschenverachtende Politikansätze verloren. *„Wie kann sich denn jemand erlauben, uns unterdrückte Minderheit als rassistisch anzugreifen, nur weil wir uns gegen die Unterdrückung wehren. So ein ungeheuerlicher Vorwurf ist doch selbst schon wieder ein Akt der Minderheitenfeindlichkeit"*, ist ein bekannter Reflex von Minderheitenvertretern.

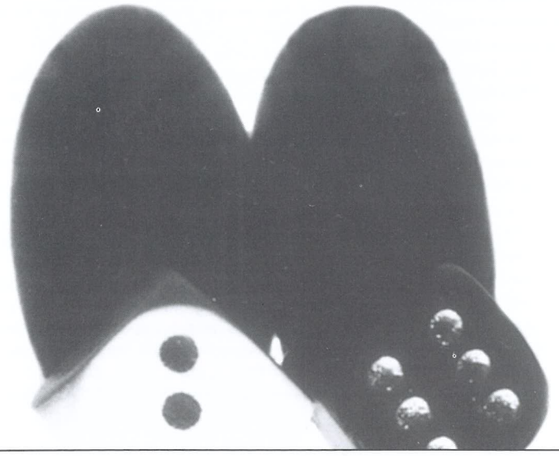
Trotzdem sind Minderheiten oft stärker durch rassistische Strömungen gefährdet, als ihnen bewußt wird. Damit gefährden sie aber ihre Arbeit für die Weiterentwicklung der Mehrsprachigkeit und kulturellen Vielfalt. Sehr schnell können unbedachte Positionen das unbestreitbar wichtige und positive Engagement der Minderheitenorganisationen für Toleranz und für Vielfalt in der Gesellschaft diskreditieren. Gerade weil diese unbedachten Ausrutscher dem Interesse der Minderheiten nachhaltig schaden, gleichzeitig aber rassistische und minderheitenfeindliche Positionen in der Gesellschaft verankern helfen, sind sie so gefährlich für die Minderheiten selbst.

In der ständigen Konfrontation mit der schwachen Position der eigenen Sprache und Kultur, im oft frustrierenden und selten erfolgreichen Abwehrkampf gegen die Assimilation ist die Versuchung tatsächlich groß, sich abzugrenzen. Rassistische Strategien werden dann entweder unbedarft und unbewußt angewandt, oder aber als notwendiges Mittel im Dienste der „guten Sache" gerechtfertigt und mitunter sogar gefördert. Aus dem Engagement für Vielfalt wird plötzlich ein Kampf gegen „die anderen".

Minderheiten bedienen sich hier manchmal eines Abwehrrassismus, der ihre Existenz sichern soll. Ziel ist das eigene Überleben. Der Weg ist die Abgrenzung und Säuberung der eigenen Gruppe von fremden Einflüssen. Nach dem Motto *„Klein, aber mein"*, abgewandelt auch: *„Klein, aber rein"*, wird ethnische Säuberung mitunter auch bei Minderheiten zum Programm – dort, wo sich die Minderheit selbst von Mehrheitseinflüssen säubert. Aber wo liegt der objektiv-nachvollziehbare Unterschied zwischen den „Überfremdungsängsten" von Mehrheitsgesellschaften, die sich mit rassistischen Strategien gegen Minderheiten abgrenzen, und Minderheitsgesellschaften, die sich von Mehrheiten abgrenzen?

Wieso sollten gerade Minderheiten eine besondere Sensibilität im Hinblick auf rassistische Argumentationen und Verhaltensweisen aufbringen? In einer allgemeinen Gesellschaftsstimmung, die Multikulturalität bereits als Schimpfwort definiert, und in der kleinformatige Boulevardzeitungen suggerieren, daß das Wort *Ausländer* etwas viel Negativeres sei als jedes andere Schimpfwort, ist auch bei den österreichischen Volksgruppen kaum mit einer besonderen Resistenz gegenüber rassistischen Tendenzen zu rechnen. Leben doch die Volksgruppen vollintegriert seit Jahrhunderten gemeinsam und verflochten mit der Mehrheitsbevölkerung, besuchen dieselben Schulen, lesen dieselben Zeitungen, wählen im Grunde dieselben Parteien und unterscheiden sich auch sozial kaum vom Durchschnitt der Mehrheitsbevölkerung.

Rassismus innerhalb von Volksgruppen darf daher nicht mehr wundern als Rassismus in der Gesamtgesellschaft. Im Informationsblatt eines großen Vereins der Burgenländischen Kroaten fand sich schon 1991 in einem ganzseitigen Interview die offen rassistische Aussage eines vom Herausgeber als „einer der intelligentesten kroatischen Kommunalpolitiker im Mittleren Burgenland" vorgestellten ÖVP-Funktionärs zur Zukunft des Kroatentums im Burgenland: *„(...) Ein großes Problem sehe ich im Zustrom von Menschen aus dem Osten. Das wird unser Blut ausdünnen. Unsere Dörfer werden immer voller von solchen Ankömmlingen aus dem Osten, und das macht große Probleme im Kindergarten, in der Schule und in der Dorfgemeinschaft. Für die nächsten 50 Jahre sehe ich reale Chancen für unseren Fortbestand. Es ist möglich, daß der Osten unseren Untergang beschleunigen wird, weil es in den Dörfern immer mehr zu einer Vermischung der Völker kommen wird."*



Erst im September 1996 kommentierte dieses Blatt die Frage der Zuwanderung einsprachiger Menschen in kroatische Dörfer auf Seite 1 wie folgt: *„Die neuen Zuzügler in unserer kroatischen Mitte können wir als Gäste, als tolerante Nachbarn oder als Fremde ansehen. Leider wächst die Zahl der ‚Fremden' in unseren Dörfern rapide an. Ich denke hier nicht an die ‚Fremden', die aus einem benachbarten oder fremden Land gekommen sind. Ich denke zum Beispiel an das junge Paar, das in einem Dorf in der Nähe von Eisenstadt billig Baugrund gekauft und sich ein Haus gebaut hat. Ihr Kind schicken sie in die einzige Schule im Dorf. Die Eltern haben gleich resolut gefragt, ob es denn nötig sei, soviel kroatisch zu unterrichten. Das Kind ist nicht getauft, und deshalb sollten auch die anderen Kinder am Morgen in der Schule nicht beten dürfen, und sie sollten auch keine Erziehung bekommen, die auf den christlichen Prinzipien Westeuropas aufbaut. Solchen Fremden – die mit ihrer Intoleranz und ihrem Unverständnis unsere Tradition und unsere Kultur vernichten wollen – müssen wir uns widersetzen. In unsere Dörfer haben wir sie als Gäste aufgenommen, und sie treten als Herren auf, die mit uns anschaffen wollen. Aber in dieses Joch lassen wir uns nicht einspannen."* Die Muster sind bekannt. Überfremdungsängste werden mit religiösen Elementen und einem bevorstehenden Verlust der „christlichen Prinzipien Westeuropas" zu einem bunten Bedrohungsbild konstruiert. Schuld daran sind die Zugewanderten, die Fremden, die uns unterdrücken und vernichten wollen. Handelte es nicht um eine Minderheitenzeitschrift, so wäre der Aufschrei der Minderheitenorganisationen ob des im Kommentar geäußerten Rassismus nicht zu überhören. Aber wie steht es mit dem Rassismus in eigener Sache? Ähnliche Argumente finden sich auch bei anderen Volksgruppen. Da ist schon hin und wieder von „Blutauffrischung" und von „genetischer" Vererbung der kulturellen und sprachlichen Identität die Rede.

Ein Jahr gegen Rassismus muß also tiefer greifen. Rassismus bei den anderen zu finden und mit dem Finger auf sie zu zeigen, ist weder für Minderheiten noch für Mehrheiten ein gangbarer Weg. Dafür ist das Problem des Rassismus ein viel zu ernsthaftes und wichtiges.

Wie kurz die Antirassismus-Strategien oft greifen, zeigt die jüngst aufgeflammte Diskussion über die Diskriminierung von Firmen, die ausländische Staatsbürger beschäftigen. Der Kärntner Landeshauptmannstellvertreter **Grasser** hatte seine Beamten angewiesen, in öffentliche Ausschreibung die Beschäftigung von ausländischen Arbeitnehmern als Ausschließungsgrund für Bewerber festzuschreiben. Diese Weisung richtete sich klar gegen solche Firmen, die im Inland legal lebende und legal arbeitende Menschen beschäftigen. Diese Weisung ist jedenfalls rassistisch-diskriminierend. Menschen sollen unabhängig von Qualifikation und Aufenthaltsdauer in Österreich, von wirtschaftlichen und sozialen Folgen usw. benachteiligt werden, weil sie eben einen anderen Reisepaß haben.

Die politischen Reaktionen waren genauso ablehnend wie falsch. Es sei wirtschaftlich nicht sinnvoll, es sei mit dem Recht der Europäischen Union nicht vereinbar, Österreich profitiere ja von den Ausländern, die Krankenversorgung und die Gastronomie würden ohne bereitwillige und billige Ausländer zusammenbrechen, wer würde denn sonst die Drecksarbeit machen usw.

Diese Argumente gegen die FPÖ versuchten nachzuweisen, warum es trotz allem (derzeit noch) sinnvoll sei, die ausländische Wohnbevölkerung im Land zu haben und auszubeuten. Damit sagen sie aber nichts anderes als die FPÖ auch. Im Kern bedeuten die vielbemühten Beispiele vom Krankenhaus und von der Drecksarbeit und die Statistiken, wieviel die ausländische Wohnbevölkerung mehr in die Arbeitslosenversicherung und andere Sozialtöpfe einzahlt, als sie herausbekommt, ja wieder nur Folgendes: Jener Teil der österreichischen Wohnbevölkerung mit österreichischem Reisepaß hat das Recht, den anderen Teil ohne österreichischen Reisepaß auszubeuten. Die Grenzen zwischen den einen und den anderen werden damit zementiert. Strittig ist in der Debatte lediglich die Frage, ob es zum derzeitigen Zeitpunkt noch opportun ist, den „ausländischen Teil" der österreichischen Wohnbevölkerung im Inland zu dulden, oder ob man schon an die Abschiebung herangehen solle.

Zugleich mit der Diskussion über die FPÖ-Vorschläge lief aber schon die Offensive von SPÖ und ÖVP, bosnische Flüchtlinge und arbeitslose ausländische Staatsbürger auszusteuern und „rückzuführen". Wieder sollen Menschen ausschließlich wegen ihrer Abstammung und Herkunft sozial benachteiligt und aus Österreich entfernt werden.

Ein Jahr gegen Rassismus ist in der Tat eine gute Idee. Ohne spezielle Gebrauchsanweisung wird es aber in Österreich nicht viel nutzen. Strategien gegen Rassismus müssen um einiges tiefer gehen und Menschenrechte als Grundwerte begreifen, die außerhalb des Disponiblen stehen. Noch wichtiger als der Erhalt der Volksgruppe, wichtiger als die Frage *In- oder Ausländer* ist die Kategorie *Mensch* eine unantastbare Kategorie. Das Verständnis für den absoluten und indiskutablen Primat der allgemeinen und unverletzlichen Menschenrechte kann aus der Geschichte kommen, aus der religiösen Überzeugung oder aus der Vernunft. Es setzt aber immer Verantwortungsbereitschaft und Vorsicht voraus. Wer bei Menschenrechten auf Kosten/Nutzen abstellt, kann nur Verluste einfahren.

Fundstück 1897

Vor genau hundert Jahren verbrachte eine Gruppe von Afrikanern den Sommer im Wiener Tiergarten – als Ausstellungsobjekte im Rahmen einer sogenannten „Völkerschau". Der Dichter **Peter Altenberg** verewigte sie in seinem Buch Ashantee, woraus folgender Dialog stammt:

„Es ist kalt und ganz feucht, Tíoko. Überall Wasserlachen. Ihr seid nackt. Was sind diese dünnen Leinensachen?! Kalte Hände hast du, Tíoko. Ich werde dir sie erwärmen. Baumwoll-Flanell braucht ihr wenigstens, nicht gezwirnte Ware."

„Wir dürfen nichts anziehen, Herr, keine Schuhe, nichts, sogar ein Kopftuch müssen wir ablegen. ‚Gib es weg', sagt der Clark, ‚gib es weg'. Willst du vielleicht eine Dame vorstellen?!'"

„Warum erlaubt er es nicht?!"

„Wilde müssen wir vorstellen Herr, Afrikaner. Ganz närrisch ist es. In Afrika könnten wir so nicht sein. Alle würden lachen. Wie ‚men of the bush', ja, diese. In solchen Hütten wohnt niemand. Für dogs ist es bei uns gbé. Quite foolish. Man wünscht es, daß wir Tiere vorstellen. Wie meinen Sie, Herr?! Der Clark sagt: ‚He, solche wie in Europa gibt es genug. Wozu braucht man euch?! Nackt müßt ihr sein natürlich.'"

„Ihr werdet krank werden, sterben – -."

„Oh, Sir, in der Nacht stellen wir in unseren Hütten kleine Blechgefäße hin, mit glühenden Holzkohlen. Oh, wie warm ist es. Und Manombas Leib ist warm, ich drücke mich an sie. Und Akole ist warm, und die kleine Dédé ist ganz warm in der Nacht. Vielleicht wird morgen die Sonne scheinen. Dann wird es gut sein für Tíoko."

„Tíoko - - - - -!"

„Sir - - -?!"

„Tíoko - - - - - - -."

„Glaubst du, Herr, daß morgen die Sonne warm scheinen wird?"

„I hope so."

(Zitiert nach: **Sibylle Benninghoff-Lühl**: *„Völkerschauen". Aspekte der Inszenierung des „Wilden" um 1900, in: Mit Eroberungen leben, Mitteilungen des Instituts für Wissenschaft und Kunst, Jg. 48, 1993, H. 1-2, S. 77-84.)*

Über *Ashantee* schrieb ein damaliger Rezensent:
„Es wird hier zum erstenmal in künstlerischer Form, aus persönlichen Erlebnissen heraus das *Problematische* der Cultur gezeigt und vor Allem die Lüge zerstört, daß Cultur und Menschlichkeit identische Begriffe seien. Peter Altenberg lehrt uns, in die Cultur unter der Optik der ‚Uncultur' zu sehen."
(**Max Messer**, zitiert nach: *Peter Altenberg – Leben und Werk in Texten und Bildern, hg. von* **Hans Christian Kosler**. München: Matthes & Seitz 1981, S. 80 f.)

F.M. Wimmer

Von der „Race" zur „Rasse"

von Franz M. Wimmer

Ein historisches Beispiel zu unveränderten rassentheoretischen Argumenten und Gegenargumenten der letzten 200 Jahre

Zwei Thesen müssen vertreten werden, damit wir von einer „schlüssig argumentierten" Rassentheorie sprechen können:

a) Die These, daß es mehrere Menschenrassen gibt, wobei konstante biologische Eigenschaften allen Individuen gemeinsam sind, die einer solchen „Rasse" angehören.

b) Die These, daß die unterschiedenen „Rassen" Techniken, Kulturen, Denkformen verschiedenen Ranges hervorbringen, so daß eine Hierarchie und nicht nur eine Pluralität von Kulturen feststellbar ist.

Wer die erste These behauptet, muß die zweite nicht behaupten, das liegt auf der Hand.

Es ist aber notwendig, zu betonen, daß auch dort, wo die erste These geleugnet oder ignoriert wird – etwa in der Form: *„Alle vorgeschlagenen Kriterien zur Unterscheidung von ‚Rassen' sind unhaltbar"* –, immer noch die wesentliche Aussage der zweiten These aufrechterhalten werden kann, die darin besteht, *daß es eine höchste Form des Menschseins gibt, der sich alle anzupassen haben.*

In der Regel werden von Rassentheoretikern jedoch beide Thesen zusammen akzeptiert, was zu einer Wertung von Erscheinungs- und Existenzformen von Menschen führt.

Es ist logisch denkbar, verschiedene „Rassen" der menschlichen Art zu unterscheiden und dabei tatsächlich nur Unterscheidungsmerkmale, keine Wertungen anzuführen. Ob die behaupteten Merkmale eindeutig feststellbar sind, spielt hier *logisch* keine Rolle. Es spielt ebenso keine Rolle, wozu diese Einteilung getroffen wird. Ich behaupte zunächst nur: Es ist logisch möglich, eine Rasseneinteilung zu treffen, ohne zu werten.

Ich vermute jedoch: Es ist historisch-empirisch nie der Fall, daß eine Rasseneinteilung getroffen wird, ohne damit Wertungen für die einzelnen „Rassen" zu verbinden. Die erste These führt also zwar nicht logisch zwingend, aber empirisch regelmäßig zur Behauptung der zweiten These.

Ich möchte einen Autor des 18. Jahrhunderts als Beleg dafür anführen, wie in der Frühzeit der Rassentheorien diese beiden Gesichtspunkte ineinander übergehen.

Der bekannte und sehr produktive Göttingersche Historiker und Anthropologe **Christoph Meiners** schreibt in seinem für Vorlesungen gedachten Lehrbuch *Grundriß der Geschichte der Menschheit* (1785):

„Eines der wichtigsten Kennzeichen von Stämmen und Völkern ist Schönheit oder Häßlichkeit, entweder des ganzen Cörpers oder des Gesichtes. ... Nur der Kaukasische Völker-Stamm verdient den Namen des Schönen und der Mongolische mit Recht den Namen des Häßlichen."

Bedenkt man, daß Meiners noch verschiedene Stufen des Mongolischen und des Kaukasischen unterscheidet, wobei die schwarze „Rasse" die niederste Form der mongolischen darstellt, so ist diese damit auch als die objektiv häßlichste gekennzeichnet.

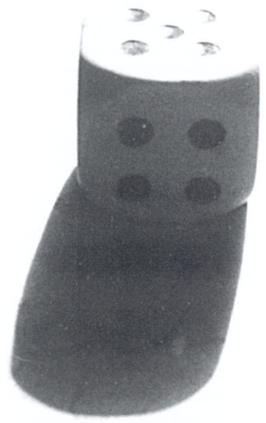
„Der zweyte Haupt=Stamm des Menschen=Geschlechts ist der Kaukasische oder Tatarische, der sich auf dem Kaukasus gebildet oder erhalten hat. Dieser Völker=Stamm ist zwar jetzo auf dem Kaukasus selbst nicht mehr ganz rein und unvermischt; Nichts desto weniger sind die Kaukasischen Völker, und besonders ihre Weiber die schönsten auf der ganzen Erde. Eben diese Völker und ihre Abkömmlinge unterscheiden sich von den Mongolischen Nationen durch Grösse und edlere Bildung des Cörpers, durch eine schönere Form des Gesichts, und aller seiner Theile, durch einen stärkren Bartwuchs, und durch herrlichere Anlagen des Geistes und Herzens, Schon von undenklichen Zeiten her war der Kaukasische Stamm in zwo Racen getheilt: die Gothische oder Celtische, und in die Sarmatische, Slawische oder Wendische."

Mit welcher Selbstverständlichkeit hier *ein* Schönheitsideal für alle „Rassen" vorausgesetzt und dann sofort auf Entsprechungen in den „Anlagen des Geistes und Herzens" geschlossen wird, möge man einmal in Ruhe überlegen. Sehr drastisch wird Meiners bei der Schilderung der Eß-oder, wie er sich zumindest bei vielen Völkern ausdrückt, Freßgebräuche:

„Die Calmycken fressen stinkendes Aas, und die Nachgeburt von Thieren ... Die Tschuktschen und ihre Gäste saufen den Urin ihrer Weiber, und die Bewohner der Fuchs-Inseln fressen außer Läusen und dem Rotze von Kindern rohes Wallfischfleisch. ... Die Negern fressen Krokodile, Adler, Straussen, Fluß=Pferde und Schlangen, rohes und stinkendes Büffel= und Elephanten=Fleisch, und ungereinigte Eingeweide, Kröten, Ratzen, und Würmer, selbst die inficirtesten Cadaver, ferner Kreide und Erde ..."

Gewöhnlich gilt Meiners als einer der fortschrittlichen, wissenschaftlichen Historiker seiner Zeit, mit **Blumenbach** auch als einer der Vorläufer einer wissenschaftlichen Völkerkunde oder Ethnologie.

Es ist allerdings aufschlußreich, in welcher Weise die Thesen Meiners' bereits von Zeitgenossen kritisiert worden sind. Ich zitiere den entsprechenden Abschnitt aus **Friedrich August Carus'** *Ideen zur Geschichte der Menschheit* (1809), der sich seinerseits auf **Kants**



Schrift *Bestimmung des Begriffs einer Menschenrasse* (1785) beruft. Zunächst stellt er fest, daß die Klassifikation und vor allem die Wertung von Meiners unsicher bzw. „übereilt" sei:

„Meiners *nahm zwei* Racen *oder, wie er es nannte, zwei Völkerstämme an, von denen jeder sich in mehrere Racen theilte: einen dunkelfarbigen und folglich hässlichen, und einen hellfarbigen oder weissen und mithin schöneren. Was hierbei zu billigen war, ist die einfache Grundeintheilung, und die* Mehrheit *von Merkmalen ausser der Farbe. Auch läge sogar eine allgemeine Empfehlung seiner Hypothese in dem Parallelismus des Geistigen und Körperlichen.* Dagegen *bleibt tadelnswerth die Zuversichtlichkeit, mit der* Meiners *entweder* ohne alle, *oder ohne sicher und kritisch beurkundete Geschichte* behauptet, *dass ein Volk aus dem Andern entsprungen sey, und dann die Uebereilung, mit der er die* weissen *Völker* unbedingt *über die Schwarzen und in* allen *Stücken erhebt, und zwar nicht nur* körperlich *grösser, stärker, schöner und bärtiger, sondern auch ... durch herrlichere Anlagen des Geistes und Herzens unterschieden seyn lässt."*

Die „ursprüngliche Gestalt und Farbe" der ersten Menschen, stellt Carus fest, läßt sich nirgendwo mehr finden, wenn er auch mit Kant die These äußert, es sei eine „bräunlichweisse" Hautfarbe anzunehmen, *„denn* alle Menschen, *auch die Kinder der Neger werden* weiss geboren ..." – **Levi-Strauss** stellt im Zusammenhang mit der Besprechung des Phänomens der *Wolfskinder* fest: *„Es ist aussichtslos, beim Menschen die Veranschaulichung vorkultureller Art zu suchen"* (*Natur und Kultur.* In: **W.E. Mühlmann** und **E. W. Müller** (Hg.): *Kulturanthropologie*, Köln/Berlin: Kiepenheuer&Witsch 1966, S. 83). Auch neuere Entdeckungen (und Irreführun-

gen) der Völkerkunde haben hierin keinen neuen Sachverhalt geschaffen.

Es geht Carus aber darum, überhaupt „auf den Geist" zu sehen, wobei die „Genealogien der Sprachen" eine größere Rolle als körperliche Merkmale zu spielen hätten. Insbesondere kritisiert er die *„falschen* und *willkührlichen Folgerungen* aus der Racenabtheilung":

„a) dass die verschiedenen Racen auch verschiedene Hauptstämme bildeten ..., vollends wenn es: ursprünglich verschiedene heissen sollte;

b) dass der schwarze Mensch ein minder geistiges, minder vernünftiges Geschöpf als der weisse, ja wohl gar ein Mittelgeschöpf zwischen dem Weissen und dem höchsten Affen sey... schrieb Meiners *noch 1790* ... über die Natur der afrikanischen Neger *(und) erklärte ... sich entschieden dagegen, dass man den Neger dem weissen Europäer durchaus nicht* gleich *machen und sezzen könnte, ja er erklärt es für ungerecht, solche, welche die* Natur *einander ungleich gemacht habe, einander gleich sezzen zu wollen. Er beweist die niedern und angeborenen Geistesschwächen der* Neger *theils aus ihrem Lang- oder Spitzkopfe, ihren grossen Ohren und Mäulern, dicken Lippen, platten Gesichtern, Stirnen und Nasen, hervorragendem Kinn, Dickhäutigkeit und groben Nerven, theils aus der Unempfindlichkeit ihres Kopfs gegen die brennenden Sonnenstrahlen, grössern Gesundheit und Festigkeit des Körpers, aus ihrer Gemüths*ruhe *bei den Martern des Todes. ... Diesen Gleichmuth nennt er aber angeborne Gefühllosigkeit und thierische Gleichgültigkeit, gleich den Wahnsinnigen."* – Daß solche Analogieschlüsse absurd sind, ist inzwischen keineswegs Allgemeinwissen geworden, vielmehr könnte jemand wie **L.F. Clauss** (1927) wohl immer noch bei vielen Menschen auf eine Art Zustimmung stoßen mit Beobachtungen wie der, schwarze Haut lasse kein Erröten oder Erbleichen zu, weil sie *„Ausdruckswerkzeug einer Menschenart"* sei, *„die einer solchen dem Willen entzogenen Beredtheit nicht bedarf"*.

Widersprüchlich sei Meiners' Beschreibung geblieben, stellt Carus an zahlreichen Beispielen fest; die größeren Fähigkeiten, die Meiners bei „Negern" schildert, schreibe er regelmäßig ihrer größeren Nähe zu den Tieren zu oder erkläre ein Phänomen durch ein anderes: *„Ihre* natürliche Dummheit *verrathe sich aber auch in ihrer Halsstarrigkeit und einer alle Klugheit täuschenden Verschmiztheit* (sic!)." Im übrigen lasse sich Meiners stets eine Hintertür für Ausnahmen: *„dass nicht alle, die Neger* heissen, *wahre und unvermischte Neger seyen, und dass manche ihrer Handlungen aus ganz andern Triebfedern (?) als bei den Europäern verrichtet werden"*. – Ganz ebenso ist in unserer Zeit der senegalesische Präsident und Dichter **Senghor** aufgrund seiner sprachlichen und dichterischen Kompetenz gelegentlich als „gar kein echter Neger" apostrophiert worden.

Wie die von **Gould** in seinem Buch *Der falsch vermessene Mensch* (Frankfurt/M.: Suhrkamp 1988) zusammengetragenen Beispiele aus der späteren, „wissenschaftlichen" Rassen- und Intelligenzforschung (z. B. über den Zusammenhang von Physiognomie und kriminellen Veranlagung oder von Gehirngewicht und Intelligenz) zeigen, sind auch die Nachfahren Meiners' im 19. Jahrhundert von den von Carus angemerkten Mängeln hinsichtlich ihrer Argumentation keineswegs frei. Carus fährt fort:

„Wie kann man die Völker aus ihrem Standpuncte reissen und nach Einem Maasstabe richten! Es konnte der Verf. nichts mehr beweisen, als dass sie noch ungebildete Völker sind, allein er konnte ihnen die Menschheit *nie ausziehen, mithin auch nicht die Möglichkeit absprechen, sich zu der höchsten Menschenbestimmung, d. i. zu kräftiger Tugend zu erheben."*

Zwar ist auch für Carus „nicht zu leugnen, dass wir *Europäer mehrere Vorzüge* haben", doch seien diese auf „unsere Lage nach Wohnort und Leben" zurückzuführen und nicht auf angeborene Eigenschaften; und schließlich:

„Verdanken wir nicht vielleicht sogar Asiaten und Afrikanern am Ende unsere Cultur? Sind wir Europäer *oder Celten, auch wirklich der* Adel *des Menschengeschlechts, welcher sich getrost auf seine bessre Herkunft verlassen darf? ... Die Natur erkennt keine privilegirte Race ..."*

So kommt Carus zu seinen „Resultaten über die Racen":

„Der ganze Racenunterschied scheint noch immer nur von der Mehrzahl und von den auffallendsten Erscheinungen, nicht aber von allen *aufgenommen, und, da er doch* blos *vom Körper entlehnt seyn kann, immer ein* einseitiger *Unterschied, wie ein mehr* zufälliger *als* nothwendiger *und in* allen *einzelnen Theilen unveränderlicher. ... Wie viele Wiener, z. B. ... haben wahre Negerschädel und Calmuckengesichter! Viele der gewöhnlich angenommenen Unterschiede sind ferner oft unbedeutend und unwesentlich genug ... Aller Racenunterschied ist kein* wesentlicher *Unterschied in der Menschheit; denn 1) sind die Racen, so viele Merkmale der Verschiedenheit auch* Meiners *aufzählte, doch nicht ganz, nicht total und durchgreifend, verschieden. 2) Wären sie es auch, so hebt jener Unterschied doch nie die Einheit des Stammes auf. 3) Hinge auch das Intellectuelle mit dem Physischen* zusammen, *so siegte jenes doch über dieses immer mehr, und noch mehr das Moralische."*

Die Argumentationen in den nunmehr etwa 200 Jahren rassentheoretischer Hypothesen für die Erklärung von Entwicklungen und Nicht-Entwicklungen in der Geschichte der Menschheit sind im wesentlichen auf dem Stand geblieben, den bereits Carus erreicht hatte – und auch der Zusammenhang mit „kulturellen" Unterschieden war von Beginn an vorhanden.

Franz M. Wimmer *lehrt Philosophie an der Universität Wien und leitet einen Arbeitskreis zur „Theorie und Praxis der Interkulturalität" am Institut für Wissenschaft und Kunst (Wien).*

Thema-Fotos: Mehmet Emir

Vom Rassismus der Linken oder Groll streicht einen Zaun Teil I

von Erwin Riess

Groll streicht einen Zaun. Tritt eilt auf ihn zu.

Tritt Guten Tag, geschätzter Groll!
Groll *ohne sich umzudrehen* Guten Tag!
Tritt Warum streichen Sie nur die oberen Sprossen?
Groll wendet den Rollstuhl und sieht Tritt mit einem durchdringenden Blick an.
Tritt Entschuldigen Sie.
Groll Die Teile, die in meiner Reichweite sind, streiche ich dafür mehrmals.
Tritt Darf ich Ihnen helfen?
Groll Kommt nicht in Frage.
Tritt Vorher war der Zaun gleichmäßig von der Sonne ausgebleicht, jetzt ist er scheckig wie eine Hyäne. Wo liegt da der Sinn?
Groll Das müssen Sie die Hausverwaltung fragen. Sie hat mir schon drei Drohbriefe geschrieben. Sie droht mir mit der Erschießung, falls ich den Zaun nicht binnen Wochenfrist streiche.
Tritt Was ist das für eine Hausverwaltung?
Groll Eine sozialdemokratische. Ich darf aber bei der standrechtlichen Erschießung im Rollstuhl sitzen bleiben. Ein soziales Entgegenkommen.
Tritt Sehen Sie, lieber Groll, genau darüber wollte ich mit Ihnen reden.
Groll Worüber?
Tritt Ich möchte im nächsten Semester eine Vorlesung über das Verhältnis der Linken zur Behindertenfrage halten. Da ich weiß, daß Sie sich zur Restlinken zählen, würde ich Sie gern befragen.
Groll Fangen Sie an.
Tritt *zieht einen Notizblock hervor und liest* Aufgrund ihrer gesellschaftlichen Randstellung finden sich unter den Behinderten sehr viele kritische, linke Menschen.
Groll Falsch!
Tritt Wieso?
Groll Aufgrund ihrer Ghettoisierung fristen viele Behinderte ein Außenseiterdasein. Sie sind zu hoher Standorttreue verurteilt und werden somit eine leichte Beute des Fernsehens. Folglich finden Sie unter den Behinderten Nebelhaftigkeit im Denken, Obskurantismus und Liquidatorentum. Weit verbreitet sind auch die gewöhnliche Dunkelmännerei und ein notorischer Hang zum Anschwärzen von Schicksalsgenossen.
Tritt Das meinen Sie doch nicht ernst!
Groll Bei der Pflegegeld-Demonstration vor dem Finanzministerium wurde ich Zeuge, wie mehrere Rollstuhlfahrer „Ausländer raus" brüllten, nachdem die Behindertensprecherin der FPÖ dazu aufgefordert hatte.
Tritt Wie haben Sie darauf reagiert?
Groll Ich skandierte eine Gegenparole: „Behinderte raus!"
Tritt *nachdenklich* Ich war der Meinung, daß behinderte Menschen weltoffener als ihre Mitbürger sind.
Groll Das genaue Gegenteil ist der Fall, Sie Illusionist! Wie sollte denn jemand, dem die Welt nicht offensteht, weltoffen sein?
Tritt Ich dachte, Behinderte seien meistens verkabelt.
Groll Ein gedanklicher Kurzschluß! Kabelfernsehen und Weltoffenheit schließen einander aus. Als die Kabelgesellschaft vor Jahren zum Sturmangriff auf meinen Gemeindebau ansetzte, klebte ich noch vor dem Beginn der Kampfhandlungen ein Stück Elektrokabel an meine Wohnungstür. Daneben befestigte ich ein altes Plakat aus der Zeit des Vietnamkrieges, „Ami go home!" Das „Ami" habe ich durch „Kabel" ersetzt. Die Männer von der Kabelgesellschaft waren wie vor den Kopf geschlagen. Noch am selben Tag riß ich das Telefonkabel im Stiegenhaus aus der Wand und kaufte mir ein Funktelefon.
Tritt Ein Handy?
Groll Nein, ein sowjetisches Röhrengerät der Marke „Traktorist", ich ziehe es auf einem Lastrollstuhl hinter mir her.
Tritt Aber gerade Sie, der Sie immer die Provinzialität Österreichs beklagen, gerade Sie müßten doch an der Welt außerhalb Österreichs interessiert sein!
Groll Ich bin *nur* daran interessiert.
Tritt Folglich müßten Sie doch das Kabelfernsehen nützen!
Groll *zornig* Im Kommunistischen Manifest werden Sie nichts über Kabelfernsehen finden, und ich halte mich auch in Fragen des Alltags an die Anweisungen der Klassiker. Wozu soll ich kabelfernsehen? Damit ich sehe, wie in der senegalesischen Casamance der Sezessionskrieg fortgesetzt wird? Damit ich erfahre, daß Burkina Faso beeindruckende Sozialreformen verwirklicht hat und im Sahel als das Kuba Westafrikas gehandelt wird? Damit ich den Kampf der algerischen Rif-Kabylen, die der ORF als Berber denunziert, gegen den Klerikalfaschismus verfolgen kann? Das weiß ich auch ohne Kabel, Sie Tropf! Ich verabscheue den Kabelsalat, ich wünsche den Kabelmenschen täglichen Kabelbrand. Wenn Sie mich weiter mit dem Kabelfernsehen ärgern, werde ich auch vor dem Äußersten nicht zurückschrecken, dann werde ich den Tiefkühl-Kabeljau im Meinl boykottieren.
Tritt Der Schaden wird beträchtlich sein. Woher beziehen Sie denn Ihr Wissen?
Groll Ich bediene mich eines weltweiten Informantennetzes.
Tritt Abgesprungene Stasi-Agenten? Leute vom KGB?
Groll Denunzianten und Defätisten haben bei uns nichts verloren. Ich rede von behinderten Kolleginnen und Kollegen.
Tritt Ich verstehe. *Er trägt etwas in sein Notizbuch ein.* Darf ich mit meinen Fragen fortfahren?
Groll Bitte.
Tritt Bei den Klassikern des Sozialismus finden sich erstaunlicherweise keinerlei Aussagen über Behinderte.
Groll Falsch! Engels' „Lage der arbeitenden Klasse" und Marx' „Kapital" handeln von nichts anderem. Ganz zu schweigen von den Artikeln, die Marx und Engels über die Verstümmelungen während des Sepoy-Aufstandes in Indien im Jahre 1857 verfaßten. Oder die Kommentare von Marx in den technologisch-historischen Exzerpten. Lesen Sie seine Anmerkungen zur ursprünglichen Akkumulation, der Umwandlung von Waisen- und Irrenanstalten zu Arbeitshäusern.
Tritt Ich meine eher die philosophische Dimension des Marxschen Denkens.
Groll Pardon! Ich vergaß, daß Sie ein Sozialdemokrat sind. Aber auch hier irren Sie. In der „Kritik der Hegelschen Dialektik und der Philosophie überhaupt" entwickelt Marx den Begriff der Entfremdung, es heißt dort, daß der sich selbst entfremdete Mensch auch seinem gesellschaftlichen Wesen nach ein entfremdeter Denker ist; und welche Entfremdung könnte größer sein als diejenige, die ein Mensch erlebt, dessen Glieder oder Sinne sich von ihm entfremdet haben, indem sie die Arbeit einstellen, streiken oder gänzlich verschwinden. Die Lähmung eines Beins zum Beispiel ist nichts anderes als ein partieller Generalstreik.
Tritt In diesem Sinne läßt sich ja die ganze Geschichte auf die Behindertenfrage reduzieren!
Groll In diesem Sinne heißt behindert sein, daß innerhalb des Behinderten ein Kampf zwischen seiner fungierenden und seiner potentiellen Eigenheit, seinem naturhaften und seinem gesellschaftlichem Wesen tobt. Anders gesagt: Mit dem Wegfall bestimmter körperlicher oder geistiger Fähigkeiten geht der behinderte Mensch auch der damit korrespondierenden Teile seines Wesens verlustig. Er büßt damit die einzigartige Qualität der menschlichen Existenz ein – die Veränderungsfähigkeit durch die Arbeit an der Natur und damit an sich selbst. Die meisten Behinderten verändern sich nicht, sie bleiben, wie sie sind.
Tritt Das ist ja geradezu blasphemisch!
Groll Warum? Wer täglich mit dem Status quo zu kämpfen hat, entwickelt schwerlich Utopien.
Tritt Aber gerade Marx war ein Prophet der Veränderung!
Groll So wurde er in der Sozialdemokratie verstanden, in Wahrheit war Marx vor allem ein leidenschaftlicher Kritiker der bestehenden Ordnung. Vielleicht haben Sie schon davon gehört, daß nach Marx das Individuum nichts anderes ist als das Ensemble der vorgefundenen gesellschaftlichen Verhältnisse. Wenn Sie sich dazu bequemen, den sozialdemokratischen Horizont zumindest gedanklich hinter sich zu lassen, werden Sie feststellen, daß sich aus dem oben Gesagten ein Doppelcharakter der Behinderung ergibt: Zum einen ist sie lästige Erschwernis des Alltags, zum anderen wird sie im gesellschaftlichen Verkehr von politökonomischen Verwerfungen überformt, die bis zum staatlich verordneten Massenmord reichen können. Es ist diese zweite Dimension von Behinderung, die das Leben behinderter Menschen schwierig macht.
Tritt Sie sind zu pessimistisch!
Groll Andererseits behaupten Behinderte schon durch ihre Existenz die Möglichkeit einer anderen Lebensform. Sie sind ein lebender Widerspruch, der darauf hindrängt, die Grundlage dieses Widerspruches, die Unterwerfung der Menschen unter die Zwänge der Plusmacherei, umzuwälzen. Aus diesem Grund spiegelt ja auch die Art des gesellschaftlichen Umgangs mit Behinderten die zivilisatorische Stufe der jeweiligen Gesellschaft wider.
Tritt Die Behinderten als Spiegel der Nichtbehinderten! *Schreibt in sein Notizbuch.*
Groll Unter anderem üben die Behinderten auch diese gesellschaftliche Rolle aus. Ebenso wichtig erscheint mir aber eine andere Funktion.
Tritt Reden Sie!
Groll Sie disziplinieren die Nichtbehinderten. Es liegt in der Logik unserer Gesellschaftsordnung, daß vor den behinderten Staatsbürgern ständig neue Barrieren aufgetürmt werden. Die gesellschaftliche Behinderung wirkt als Stigmatisierung, und zwar derart, daß noch der ausgebeutetste Nichtbehinderte froh ist, bloß ausgebeutet und betrogen, nicht aber behindert zu sein.

Wir sind also ohne unser Zutun eine gesellschaftliche Abschreckungswaffe. Und diese Waffe wird jeden Tag aufs neue in Stellung gebracht.
Tritt War es nicht der aufgezwungene Rüstungswettlauf, der dem sozialistischen Lager seine Humanität raubte? Ist es nicht am militärindustriellen Komplex zugrundegegangen?
Groll Ich bin davon überzeugt, daß die Kommunisten, wären sie zugrundegegangen anstatt sich zugrundegerichtet zu haben, wegen ihres Versagens gegenüber den Schwächsten zugrundegegangen wären. Übrigens möchte ich Kuba von diesem Befund ausnehmen. Selbst heute noch, da Kuba ökonomisch erdrosselt wird, leben geistig Behinderte dort unvergleichlich menschenwürdiger als in den USA. Dennoch: Die Marxschen Gedanken sind zuerst in den Behindertenghettos des realen Sozialismus erstickt. Ich erinnere mich noch mit Schaudern an die Warnungen vieler beamteter Revolutionäre vor den politisch unberechenbaren Lumpenproletariern, zu denen auch die Behinderten gezählt wurden.
Tritt Bei allem Respekt für Ihre Lage: Heißt das nicht, die Bedeutung der Behinderten für die Linke grotesk überzubewerten?
Groll Keinesfalls! Der Aufstand der russischen Proleten war zu großen Teilen ein Aufstand der Lumpenproletarier, Kriegskrüppel, Invaliden, Arbeits- und Wohnungslosen. In jeder Revolution, die in den Straßen ausgefochten wurde, war der Anteil der Deformierten, der späteren „Ballastwesen", unverhältnismäßig hoch. Der Abscheu der Bürger vor den Kommunisten war auch der Abscheu vor den in deren Reihen hinkenden oder rollenden Krüppel. Nehmen Sie nur die Ausrufung der österreichischen Republik im Oktober 1918: Auf den Fotos erkennen sie überwiegend Kriegskrüppel – einbeinige, blinde, verwachsene, skrofulöse Menschen. Das Massaker am Gründonnerstag 1919 in Wien: Nahezu alle der Getöten waren Kriegsinvalide! Die Angehörigen des „Arbeiter- und Soldatenrates", der die Macht bis ins Jahr 1920 innehatte: Nur wenige Nichtbehinderte. Dieselbe Situation in Italien, in Deutschland, in der Slowakei, in Ungarn. Nein, geschätzter Magister, wir dürfen nicht die Augen davor verschließen, daß sowohl die Sozialdemokraten als auch die Kommunisten in den Jahren des kapitalistischen und des sozialistischen Aufbaus in dieser Frage auf der ganzen Linie versagt haben. Für die Revolution waren die Krüppel gut genug, Staat wollte man mit ihnen aber keinen machen. Der reale Sozialismus sperrte sie in Heime, nie erlangten sie die Freiheit, ihren Bedürfnissen gemäß zu leben. Zwar wurden den Behinderten untergeordnete Arbeiten zugeteilt, die baulichen und sozialen Barrieren aber wuchsen mit der Saturiertheit der Revolutionäre ins Skandalöse. Im Rollstuhl den Alexanderplatz zu überqueren, die Altstadt von Krakau zu befahren oder in Budapest eine Behindertentoilette zu finden, das waren Extremsituationen, die mit der Kursker Panzerschlacht verglichen werden müssen! Für mich gibt es keinen Zweifel, daß sich in diesen Beispielen nicht nur abgrundtiefe Borniertheit, sondern, mehr noch, eine generelle Menschenfeindlichkeit ausdrückt.
Tritt Sie bringen es noch soweit, daß ich als Sozialdemokrat die Kommunisten vor Ihnen in Schutz nehme!
Groll Warten Sie erst ab, was ich über die Sozialdemokratie zu Protokoll gebe.

(*Fortsetzung in der nächsten* STIMME)

Initiative Minderheiten im Jahr gegen Rassismus

Mit einer Reihe von Projekten wird die Initiative Minderheiten *im „Europäischen Jahr gegen Rassismus" (1997) ihre „Politik der Minderheiten" fortsetzen.*

Gegen die paternalistische Minderheitenpolitik eine von Minderheitengruppen selbst durchgeführte „Politik der Minderheiten" zu setzen – dieses Ziel verfolgt die *Initiative Minderheiten* seit ihrem nunmehr 6jährigen Bestehen, und so lautete die auf der „Tagung der Minderheiten 1994" explizit formulierte Zielsetzung zahlreicher VertreterInnen von Minderheitenorganisationen.

Auch im „Europäischen Jahr gegen Rassismus" will die IM mit laufenden bzw. geplanten Aktivitäten diese minderheitenübergreifende Politik fortsetzen. Neben der Weiterführung der STIMME, der „Offenen Vorstandssitzungen" und der Wanderausstellung „Am Anfang war Kolaric" (siehe Bericht auf S. 22) sowie einer Reihe von gemeinsamen Veranstaltungen mit anderen Organisationen (siehe Rubrik *Berichte*) sind folgende Projekte und Veranstaltungen geplant:

- *Wege zu Minderheiten:* Die zweite vollständig überarbeitete und ergänzte Ausgabe des Handbuches „Wege zu Minderheiten" erscheint als Band 2 der von der IM herausgegebenen „edition minderheiten" (Band 1: „6 x Österreich") im *Drava Verlag* voraussichtlich im Mai. Die feierliche Präsentation dieses umfassenden Nachschlag- und Informationswerks über Minderheiten in Österreich wird anschließend stattfinden.
- *Band 3 der „edition minderheiten":* Ein weiteres Buch mit dem Arbeitstitel: „Von der Antidiskriminierung zur Integration. Zur Lage behinderter Menschen in Österreich" wird demnächst vom Autor **Franz-Josef Huainigg** fertiggestellt und ebenfalls in der „edition minderheiten"/Drava erscheinen. Voraussichtliche Präsentation: Herbst 1997.
- *Roma Theater-Sommercollege:* Im Rahmen des „Jugend für Europa"-Programms ist eine Sommerschule geplant, die Roma-Jugendliche aus verschiedenen europäischen Ländern in Theater-Workshops zusammenbringt. Ausgehend von dieser Sommerschule wird sich ein STIMME-Heft dem Thema „Minderheitentheater" widmen, in dem die Beziehungen zwischen Theater und Minderheitenidentität erörtert werden.
- *Literatur der Welt im Unterricht:* Das im Jahr 1996 in Tirol begonnene Projekt mit dem Ziel, den Literaturunterricht an allen Schulen um Werke aus den Bereichen der Minderheiten, Randgruppen und Dritte-Welt-Kulturen zu erweitern, geht in sein zweites Jahr. Unter Koordination des Innsbrucker IM-Büros werden Fachleute Unterlagen für LehrerInnen erarbeiten. Die Zielgruppe wird auf den Altersbereich von 10 bis 14 Jahren ausgedehnt, und wie im vergangenen Jahr wird eine Broschüre als Lehrbehelf ausgearbeitet.
- *EU-Datenbank:* Um einen europaweit einheitlichen Minderheitenbegriff und verläßliche Informationen über alle Minderheitengruppen in Europa zu erarbeiten und diese über eine Serie von CD-Roms und via Internet einer breiten Öffentlichkeit sowie Multiplikatoren und EntscheidungsträgerInnen anzubieten, wurde ein Projekt für drei Jahre konzipiert. Für die erste Aufbauphase konnten Partnerorganisationen in fünf weiteren EU-Staaten gewonnen werden, wobei die Koordination im Wiener IM-Büro erfolgen soll. Die Finanzierung soll großteils über das EU-Förderprogramm „Sokrates" abgewickelt werden.

Außerdem sind viele kleinere politische und kulturelle Events geplant, die von den beiden IM-Büros durchgeführt werden. (Von diesen und eventuellen Ad-hoc-Projekten wird die STIMME laufend berichten.)

Ein Hauptanliegen der Initiative Minderheiten, die Mitglied im österreichischen Koordinierungsausschusses des EU-Jahres[1] ist, bildet seit einigen Jahren die Einrichtung eines Staatssekretariats für Minderheitenangelegenheiten, die neben neuen Kompetenzen – wie der politischen und rechtlichen Anlaufstelle für Minderheiten – auch derzeit verschiedenen Ministerien zugeteilte Kompetenzen wie Flüchtlinge, Asyl, Aufenthalt etc. übernehmen soll. Der Einrichtung eines solchen Sekretariats sollte die Bildung einer Arbeitsgruppe vorangehen, die bei ähnlichen Institutionen recherchiert und einen Kompetenzenkatalog erarbeitet und der u. a. MinderheitenvertreterInnen angehören sollen. Es gelang der IM, für diese Idee den Koordinierungsausschuß des EU-Jahres zu gewinnen, so daß sie sich bereits unter den Zielen des Ausschusses befindet, welche am 20. März der Öffentlichkeit vorgestellt wurden. red

Ein gemeinsames Lied

Am 30. Und 31. Jänner 1997 fand in Den Haag die feierliche Eröffnung des „EU-Jahres gegen Rassismus" statt, an der die Obfrau der IM, **Ursula Hemetek**, *als Delegierte teilnahm. Auszüge aus ihrem Bericht, den sie für eine Vorstandssitzung der IM verfaßt hat:*

Es war ein pompöses Ereignis mit 400 Teilnehmern unter Anwesenheit der EU-Prominenz. Am ersten Tag eröffnete **Pàdraig Flynn**, Mitglied der Europäischen Kommission, die Konferenz; im folgenden Festakt waren vier offizielle Reden vorgesehen: Es sprachen **Wim Kok** (Ministerpräsident der NL), **Jaques Santer** (Präsident der Europäischen Kommission), **José-Maria Gil-Robles Gil-Delgado** (Präsident des Europäischen Parlaments) und **Mario Soares** (ehemaliger Präsident Portugals). Danach wurde eine gemeinsame Erklärung unterschrieben und ein Lied, speziell für diesen Anlaß komponiert, angestimmt.

Am zweiten Tag wurden zu den Themenbereichen Gesetzeslage, Medien, Beschäftigungspolitik und Alltagsrassismus abgehalten. Diese dienten vor allem dazu, Meinungen verschiedenster Delegierter zu hören, Erfahrungen auszutauschen und Kontakte zu schließen. Daran schloß sich eine Podiumsdiskussion unter der Leiterin der Generaldirektion, **Odile Quitin**.

Neben den allgemein gehaltenen Absichtserklärungen waren zwei konkrete Ziele auf der EU-Ebene dieses Jahres klar herauszuhören: die Gründung einer „Observatory" im Antirassismusbereich und die Eingliederung eines Absatzes zum Thema Rassismus in den Vertrag von Maastricht. Die Themenschwerpunkte auf der EU-Ebene korrespondieren mit jenen, die sich der Koordinierungsausschuß in Österreich gesetzt hat: der legistische Bereich (in Österreich: Antidiskriminierungsgesetz, Staatssekratariat für Minderheiten); der Bildungsbereich (für Österreich: Reinigung der Schulbücher vom Rassismus, Bildungsprogramme im Exekutiv- und Justizbereich); Medien und Alltagsrassismus.

Foto: Serdar Erdost

[1] Das bisherige Büro der Europaratskampagne „all different – all equal" wurde mit der Koordination der österreichischen Aktivitäten im Rahmen des EU-Jahres gegen Rassismus beauftragt. Kontakt: Österreichischer Koordinierungsausschuß, z. H. Jürgen H. Gangoly, Koordinator, Praterstr. 70/13, 1020 Wien; Tel.: 0222/ 214 44 99-14, Fax: DW 10, e-mail: juergen.gangoly@blackbox.at.

Lieber Freund!

Was ich Dir heute zu erzählen habe, ist ganz alltäglich, oder besser gesagt, feiertäglich, denn Torte gibt es ja nicht jeden Tag.

Der polnische Mathematiker **Hugo Steinhaus** ersann vor über 50 Jahren ein Verfahren, wie Arthur, Berta und Claudia eine Torte gerecht teilen können – nicht nur ein Kriegs- oder Nachkriegszeitthema: Arthur schneidet und teilt die Torte in drei möglichst gleich große Stücke, dann darf sich Berta ein Stück aussuchen oder passen, so daß in diesem Fall Claudia zuerst wählen könnte; somit müßten alle zufrieden sein. (Arthur hat wohl ein wenig das Nachsehen.) **Steven Brams**, Polito- und Soziologe, Professor an der New York University, nahm sich dieser Frage des Kuchenteilens ebenfalls an, denn ihn stellte die Steinhaussche Lösung noch nicht ganz zufrieden, und er dachte, assistiert vom Mathematiker **Alan Taylor**, nach, wie die wirklich gerechte Lösung aussehen könnte. *Fair Division* heißt das Werk der beiden Wissenschaftler, ein Buch, das weltweit einiges Aufsehen erregte (*Die Zeit*, 14. Juli 1995). Warum ich das alles weiß, wo ich mir doch auch am liebsten immer das größte Stück vom Kuchen sichere und nichts von Mathematik verstehe? Steven ist der Mann meiner Cousine **Evi** und hat mir das alles erklärt, danach gingen wir in ein italienisches Lokal und teilten die Rechnung brüderlich.

Ich wechsle nun nur scheinbar das Thema, denn mit Süßigkeiten und Kuchen haben die nun wirklich nichts zu tun, von denen ich Dir jetzt erzählen werde, aber damit, daß sie beim Teilen immer zu kurz kommen: die obdachlosen Straßenkinder von Istanbul. Du wirst sie ja auch kennen. In den touristischen Zentren wird man gelegentlich angebettelt, mehr fallen sie allerdings auf, wenn sie oft geistesabwesend an ihrer Faust zu saugen scheinen oder wie betrunken herumwanken. Wenn Fußball, wie in meinem letzten Brief, das Brot der Armen ist, so sind Thinner (Verdünner) und Klebstoff die billige Droge der Ärmsten der Armen, der obdachlosen Kinder und Jugendlichen. Die Wirkung dieser Substanzen ist euphorisierend oder macht lethargisch oder aggressiv. Schnieffen hat verheerende Folgen, es baut Fett in den Zellen ab, somit entstehen irreparable Schäden im Gehirn.

Schon vor längerer Zeit, als wir ein kleines Mädchen in Kälte und Regen barfuß auf der Straße sitzen sahen, packte uns der Zorn, denn es war anzunehmen, daß auf der anderen Straßenseite ein Nutznießer des Mitleids die Szene im Auge hatte und am Schluß abkassierte. – Wir hatten schon vor diesem Erlebnis von einer privaten Organisation gehört, die sich der Straßenkinder annimmt, denn von öffentlicher Seite geschieht fast nichts, und wir suchten nun den Kontakt zu diesen Leuten herzustellen: Ein Soziologiestudent aus Deutschland auf Praktikum in Istanbul knüpfte uns den Faden zu den damals noch eher öffentlichkeitsscheuen Idealisten. So kam es zu einem ersten Informationsgespräch, dem noch weitere folgten, einmal auch in ihrem *Haus der Hoffnung*, das sie nun mit den Jugendlichen und für sie adaptieren. Der Initiator, **Yusuf**, im Hauptberuf Sozialarbeiter, hatte sich auf Grund eigener einschlägiger Vergangenheit und Erfahrungen bereits vor vielen Jahren in seiner Freizeit um die Straßenkinder gekümmert. Inzwischen hatte sich ein Team von Freiwilligen um ihn gebildet: ein Aufzugtechniker, ein Student, ein Kaufmann, eine Sängerin – insgesamt an die 300 Leute, die sich mehr oder weniger in den Dienst dieser Sache gestellt haben; in etwas größerer Entfernung auch wir, eine Gruppe von Lehrern des österreichischen *St. Georgs Kollegs* in Istanbul, die es sich zum Ziel gemacht hat, bei verschiedenen aktuellen sozialen Problemen tätig zu werden. Dieser *Vinzenz-Verein* organisiert z. B. seit Jahren u. a. ein Schulprojekt für etwa 100 Flüchtlingskinder aus dem Irak.

Mit Phantasie, Einfühlungsvermögen und durch Informationsaustausch mit ähnlichen Initiativen wurde für die Straßenkinder, man spricht von etwa 3.000 in Istanbul, ein Hilfsprogramm entwickelt, das sich zunächst einmal um die dringendsten Bedürfnisse kümmert: Essen, Kleidung, ein Minimum an medizinischer Betreuung und Hygiene. Dazu sind einige Mitarbeiter als Streetworker unterwegs. Wenn es gelingt, die Kinder oder Jugendlichen von der Straße wegzubekommen, beginnt der mühevolle Prozeß der Resozialisierung: Fünf Jahre Straße bedeutet fünf Jahre Therapie, sagen die Betreuer, die inzwischen zu echten Fachleuten geworden sind und nun auch mit ihren Problemen und Konzepten an die Öffentlichkeit treten. Es sind große Rückstände aufzuholen und Mängel zu beseitigen. Mit Stolz wurde uns ein Pflichtschulabschlußzeugnis als großer Erfolg präsentiert. Dann gibt es auch ein Berufsausbildungsprogramm, aber zunächst einmal nur ein Dach überm Kopf, etwas zum Anziehen und eine Perspektive, die Hoffnung macht. Ein weiteres Ziel ist, den Kontakt zur Familie wieder herzustellen.

Die Zurückhaltung uns gegenüber wird immer verständlicher, wenn man den behutsamen, liebe- und respektvollen Umgang mit den Kindern erlebt und sieht, wie ihre Würde gewahrt wird. Man braucht Helfer und keine neugierigen Zaungäste. Sie waren froh, als wir ihnen Kleider bringen konnten, Geschirr und Geld, aber sie wollten, daß wir sie wieder besuchen und mit ihnen zeichnen und malen. Teilweise finanzieren sie sich schon selbst: Sie verkaufen eigene Kunstkarten. Ich habe selten einmal erlebt, daß Einsatz sogleich Wirkung zeigt, aber die Bedürfnisse sind so einfach, daß ihre Erfüllung eine sofortige und sichtbare Änderung der Situation bringt.

Dies ist kein Spendenaufruf, mehr sind Menschen gefragt als Geld, Menschen, die bereit sind mitzuarbeiten – das ist natürlich schwerer. Sollte aber jemand aus der Ferne helfen wollen, dann gibt es auch Möglichkeiten; doch solche Not kann man am besten aus der Nähe und durch Nähe bekämpfen.

Falls mich jemand im Internet in dieser Angelegenheit erreichen will (oder wegen des EYE-Verlagsprogramms), hier meine e-mail-Adresse: nitscheye@sg.edu.tr

Nun leb wohl, kolay gelsin.
Dein **Gerald Kurdoğlu Nitsche**

Schritt in die große Politik?

Wie die STIMME *berichtete, führte* **Dr. Kurt Voget**, *Präsident der Dachorganisation* Österreichische Arbeitsgemeinschaft für Rehabilitation *(ÖAR), bei den EU-Wahlen im Vorjahr Gespräche mit der FPÖ über eine gemeinsame Kandidatur, was den engagierten Aktivisten der Behindertenbewegung und* STIMME-*Autor* **Dr. Erwin Riess** *veranlaßte, seine Tätigkeit für EUCREA – eine internationale Kulturorganisation, die in Österreich mit der ÖAR kooperiert – zu beenden. Ein angekündigtes Streitgespräch.*

STIMME: Vor den EU-Wahlen wurde bekannt, daß das Forum Handicap gemeinsam mit der FPÖ kandidieren möchte. Dem folgten eine medial geführte Debatte und allerlei Gerüchte. Können Sie versuchen, einem Außenstehenden die damalige Lage zu erklären?

Voget: Eine Delegation der ÖAR hat im Mai den damaligen Finanzminister Klima besucht, um die Rücknahme einiger sehr brutaler Einsparungsmaßnahmen zu erwirken. Das Gespräch ist zwar – wie es dem Herrn Klima eigen ist – in einer sehr charmanten Atmosphäre erfolgt; unsere Wünsche sind aber abgeschmettert worden. Im anschließenden Gespräch hat der Präsident des Blindenverbandes gemeint, daß wir selbst bei der nächsten Wahl kandidieren sollten. In der Vorbereitungsphase hat sich nicht sehr viel getan, und so habe ich das Ruder in die Hand genommen. Einer unserer Beschlüsse besagte, daß wir alle Parlamentsparteien um Unterstützung bitten wollten, was ich auch tat, um die nötigen 2.500 Unterschriften rechtzeitig zu bekommen. Die Sache wurde von allen Parteien zur Kenntnis genommen, aber ohne ein Unterstützungsangebot – mit Ausnahme der FPÖ, die Gespräche über eine Unterstützung anbot. Im Gespräch kam dann der Vorschlag, gemeinsam auf einer Wahlplattform zu kandidieren. Gleichsam wurde wechselseitige Unabhängigkeit diskutiert. Ich bekam den Eindruck, als würde die FPÖ diesem Plan näher treten. In der Endphase aber hätten wir inhaltliche Positionen zumindest genereller Natur auch mit übernehmen müssen. Das war dann der Zeitpunkt, in dem ich diese Gespräche beendete. Dann haben wir versucht, so rasch wie möglich die Unterschriften selber zu bekommen, was uns dann ja auch gelungen ist.

Wie haben Sie, Herr Riess, das erlebt?

Riess: Ich war informiert, daß eine Gruppe kandidieren sollte. Ich habe das für eine zielführende Idee gehalten, obwohl es sich um eine EU-Wahl handelte; denn es wäre möglich gewesen, den anderen Parteien einige Zehntausend Stimmen wegzunehmen. Damit würde es möglich sein, ihnen zu zeigen, daß man auf die Anliegen Behinderter Rücksicht nehmen soll. Die Nachricht, daß Verhandlungen mit der FPÖ geführt werden, habe ich aus der Zeitung erfahren. Das war ein Schock, weil für mich die FPÖ nicht irgendeine Partei, sondern zumindest in zwei Punkten anders ist. Erstens ihre Genese: Sie war 1955 die Abspaltung Rechtsextremer vom VDU, also der NS-Kreise. Sie hat sich dann mit der Unterstützung der SPÖ – um die ÖVP zurückzudrängen – etwas liberaler weiterentwickelt, das ist schiefgegangen, und dann kam Haider. Er hat immer wieder Anleihen beim Nationalsozialismus – in der Sprache wie beim politischen Stil – gemacht. Zweitens: Eine Sündenbock-Strategie wird betrieben. Es werden Behinderte gegen Ausländer ausgespielt, Asylsuchende gegen andere schwache Gruppen, ich halte das für eine perfide und leider sehr wirkungsvolle Strategie. Insofern kann ich mir nicht vorstellen, welchen Sinn es haben sollte, mit dieser zynischen, rechtsextremen Partei etwas zu tun zu haben.

Hatten Sie keine Bedenken wegen dieser besonderen Struktur der FPÖ?

Voget: Ich bin nun seit 6 Jahren Präsident dieser Dachorganisation, vorher war ich Präsident des Zivilinvalidenverbandes, und für mich war bisher Praxis, daß ich mit allen Parteien im ständigen Gespräch sein muß. Die Frage, ob mir eine Partei sympathisch oder unsympathisch ist, habe ich mir in meinem Privatbereich gestellt, nicht in meiner Funktion als Präsident.

Es geht hier nicht um die Frage der Sympathie. Erscheint Ihnen die Politik der FPÖ in bezug auf ethnische Minderheiten nicht als problematisch?

Voget: Keine Frage; jede Politik, die in Richtung Desintegration geht, ist für eine Behindertenorganisation sehr problematisch, darauf reagieren wir auch entsprechend. Ich glaube aber nicht unbedingt, daß man Fragen der Ausländerpolitik im direkten Konnex zur Integrationspolitik Behinderter sehen kann. Das könnte man nur dann, wenn man die FPÖ für eine nationalsozialistische Nachfolgepartei hält. Es ist durchaus legitim, dieser Ansicht zu sein, aber es ist auch legitim, dieser Ansicht nicht zu sein. Es ist auch meine Auffassung, daß von der FPÖ einige sehr problematische Standpunkte vertreten werden, die weder meine Sympathie noch meine Zustimmung finden. Ich glaube aber trotzdem, daß man die beiden Dinge nicht unbedingt vermischen soll, denn die Frage der Ausländerintegration ist zwangsläufig eine des sozialen Friedens in dieser Gesellschaft. Ich kenne kaum einen europäischen Staat, der die Einwanderungspolitik nicht in einer eher restriktiven Art und Weise handhabt. Und ich glaube, die restriktive Einwanderungspolitik ist der Wunsch des Großteils der Österreicherinnen und Österreicher.

Nehmen wir einmal an, daß irgendwann eine Partei eine explizit behindertenfeindliche Einstellung auf ihre Fahne schreibt und daß Volksgruppen- oder AusländervertreterInnen da auch mitziehen, weil diese Partei sie in ihrer Sache unterstützt ...

Voget: Wenn es darum ginge, mit Parteien Gespräche abzubrechen, die behindertenfeindliche Maßnahmen propagieren und beabsichtigen, sollten wir gar nicht erst damit beginnen. Natürlich ist es auch im Namen der ÖAR meine Aufgabe, gegen solche Strömungen in der Öffentlichkeit argumentativ entgegenzuwirken. Aber in der Bündnispolitik müssen wir abwarten, ein bißchen länger nachdenken. Ich bin wirklich schon lange genug auf der Welt, um nicht zu wissen, daß alle politischen Parteien – und da nehme ich keine aus –, um bei einer Wahl vielleicht den einen oder anderen Prozentpunkt zu bekommen, irgendeine Gruppe ganz rasch anschwärzen.

Riess: Die sog. Einwanderungspolitik Österreichs ist ohnehin schon an der Grenze des zivilisatorischen Standards. Was die FPÖ zusätzlich fordert, ist aber wesentlich mehr, nämlich Ausländerstopp, und sie hetzt ganz bewußt österreichische Krisenverlierer gegen vermeintliche Konkurrenten am Arbeitsmarkt und in anderen Bereichen auf. Das ist eine für viele sehr klar nachvollziehbare Politik. Du siehst das anders, aber ich halte die FPÖ auch in dieser Frage nicht für eine Partei wie die anderen. Für mich ist sie eine Partei, die den Faschismus des Möglichen innerhalb demokratischer Grundstrukturen ausprobiert. Das kann man teilen oder auch nicht; das ist nicht der Punkt. Wenn jetzt eine Behinderten-Gruppierung wie das Forum Handicap mit dieser Partei für ein ganz bestimmtes Projekt zusammenarbeitet, z. B. bei den EU-Wahlen, hat es fatale politische Folgen. Die Wahlen wären ja auch so gelaufen: an erster Stelle ein FPÖ-Kandidat, an zweiter Stelle ein Forum-Handicap-Kandidat – und so im Reißverschlußsystem weiter ... Wenn diese gemeinsame Wahl zustande gekommen wäre – und meines Erachtens ist es nur deswegen nicht so verlaufen, weil Haider mit dem Herrn Sichrovsky eine noch bessere Möglichkeit gefunden hat, in diesem Bereich für sich Stimmen und Image zu machen –, dann säßest du heute im Europaparlament auf einer FPÖ-Liste, und niemand würde mehr auseinanderhalten, daß das eine Behindertenstrategie ist, und keiner würde sagen, das eine ist eine Behindertengruppierung und das andere die FPÖ. Jede Stimme, die für diese gemeinsame Plattform abgegeben worden wäre, wäre für die FPÖ und für Haider gewesen. Und das halte ich noch schlimmer als den Vertrauensbruch und als die Überrumpelung, mit der das Ganze passiert ist; ich halte es eigentlich für politische Dummheit. Den Schaden, der der Behindertenpolitik in diesem Land dadurch zugefügt worden ist, halte ich für ganz massiv.

Voget: Es ist erstaunlich, daß wir eigentlich erst jetzt zu einem Gespräch kommen, bei dem du hinterfragst, wie die ganze Sache gelaufen ist. Die einzige Reaktion, die ich auf die damaligen Zeitungsmeldungen gehört habe, waren teilweise persönlich diffamierend, ohne daß ein einziger Mensch jemals mit mir ein Wort darüber gesprochen hat, was mir denn da eingefallen sei. Und es zeigt sich auch, daß dein Informationsstand offenbar nach wie vor ein unvollständiger ist.

Riess: Es ist ja auch nicht meine Aufgabe, Sachen zu recherchieren, die in der Öffentlichkeit klar und deutlich geschildert worden sind. Auch da liegt ein Problem: Einige Leute aus der ÖAR-Spitze sagen, sie wollen eine Parallelwahlgruppe machen, d. h. es war eine personelle Koppelung und damit natürlich eine ÖAR-Sache. Es waren viele engagierte Leute dabei; und in dem Moment, in dem die Sache angelaufen ist, ist schon die Nachricht gekommen, Klaus Voget verhandle mit der FPÖ.

Voget: Aus diesem Grund habe ich alle Funktionäre davon informiert, daß es die Gespräche mit der FPÖ geben wird, aber da es zu keinem Gesprächsergebnis gekommen ist, habe ich keine weiteren Informationen mehr weitergegeben. Solche Verhandlungen diskutiert man üblicherweise nicht bereits zu Beginn in der Öffentlichkeit, sondern erst dann, wenn die Verhandlungen abgeschlossen sind.

Was sind die Auswirkungen der Kandidatur und der Gespräche mit der FPÖ auf die aktuelle Behindertenpolitik?

Riess: Für die breite Öffentlichkeit ist die Sache relativ schnell wieder vergessen; in der Sozialpolitik, in der Behindertenszene aber hat es eine große Verwirrung ausgelöst. Zum ersten Mal in der Geschichte der Zweiten Republik kandidiert eine sogenannte Special-group bei einer Wahl, das führt aber noch während des Wahlkampfs dazu, daß man mit der stärksten rechtsextremen Partei Westeuropas in Verhandlungen eintritt. Bald werden wir wahrscheinlich wieder ein Sparpaket bekommen, es werden wieder Verschlechterungen auf uns Behinderte zukommen. Ich glaube, daß die Sache ein veritabler Rückschlag für die Integration der Behinderten ist.

Voget: Diese Einschätzung teile ich nicht. Ich glaube, Forum Handicap hat im Gegenteil bei allen politischen Parteien einen Nachdenkprozeß ausgelöst. Ich bin der Überzeugung, daß die Öffentlichkeit das erste Mal eine soziale Gruppierung gesehen hat, die nicht nur Gegenstand von politischen Spekulationen ist, sondern durchaus auch gezielt Wählerstimmen binden könnte. In diesem Fall – ich gebe zu – noch nicht erfolgreich. Es würde für die politische Relevanz auch genügen, wenn diese Wählerstimmen zu irgendeiner Partei gingen, die sich besonders um die Anliegen behinderter Menschen kümmert. Und das war bislang in den Köpfen der Politiker nicht vorhanden, insbesondere deshalb nicht, weil sich die Regierungsparteien ziemlich sicher waren, daß sich die Vereine brav nach dem üblichen Proporzsystem organisieren. Wenn ich das Koalitionsübereinkommen zwischen SPÖ und ÖVP durchlese, dann ist der zeitliche Zusammenhang zwischen den sehr interessanten Beschlüssen dort und der Wahlinitiative des Forum Handicap relativ naheliegend.

Was könnten andere Minderheitengruppen aus dieser Erfahrung lernen?

Riess: Diese Erfahrung zeigt in erster Linie, daß die Idee einer selbständigen Kandidatur von Minderheitengruppen in Österreich zumindest für absehbare Zeit vom Tisch ist, was wiederum dazu führt, daß man in vorhandenen Parteien wird arbeiten müssen. Es ist offensichtlich hierzulande nicht möglich, eine neue politische Gruppierung schnell aus dem Boden zu stampfen. Der tiefere Grund dafür in der Behindertenbewegung ist, daß nie über das politische Selbstverständnis gesprochen wird. Es wird natürlich um Geld gekämpft, um gemeinsame alltägliche Ziele; es gibt aber kein Nachdenken darüber, welche gesellschaftspolitischen Ziele wir uns mit unseren Mitteln vernünftigerweise setzen können. Und dieses Nicht-Wissen schafft eine trügerische Harmonie: „Da wir alle behindert sind, wollen wir alle selbstbestimmt leben." Das ist eine disparate Situation. Es entsteht dadurch allmählich ein Ausschließungsanspruch gegenüber Nicht-Behinderten, so wie bei der afro-amerikanischen Bewegung in den USA. Diese Situation sollte für alle Minderheitengruppen eine Lehre sein: Sie müssen festlegen, was innerhalb einer bestimmten Zeit auf gesellschaftlicher Ebene erreichbar ist und was nicht. Der Schritt aus dem Minderheitenbereich in die große Politik muß genau überlegt werden.

Voget: Ich teile diese Analyse zu hundert Prozent.

Gespräch: **Hakan Gürses**

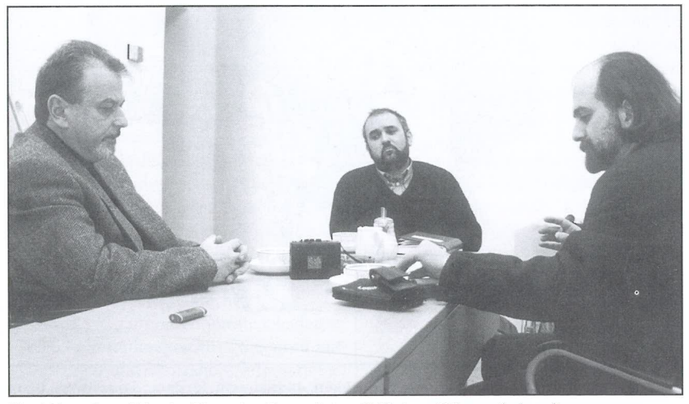


Foto: Agentur Renate

Kurt Voget und Erwin Riess im Gespräch mit Hakan Gürses (v.l.n.r.)

Der „Holocaust-Jude"

Über die Vorherrschaft eines Bildes

von Katina Lair

Die Dokumentationen, die seit einigen Wochen im Rahmen des Holocaust-Schwerpunktes „Hitlers Helfer – Hitlers Opfer" im ORF gezeigt werden, haben, so notwendig und wichtig sie auch sind, einen fatalen Nebeneffekt: Sie reproduzieren unaufhörlich das Bild des verfolgten und schließlich ermordeten Juden. Die Tatsache jüdischen Widerstandes wird, wenn überhaupt, nur am Rande erwähnt, sie erscheint gleichsam als exotische Fußnote der Geschichte. Mit dieser Art der Erinnerung wird eine für die jüdische Identität eminent wichtige Tatsache einfach ausgeblendet. Vergangenheit wird an einem Teil der Betroffenen vorbei erinnert.

Das Denkmuster Jude = Verfolgung = Leid = Tod = Opfer bleibt bestimmend und wird von Juden wie Nicht-Juden immer wieder erneuert, gefestigt, bestätigt.

Wie schwer diese Assoziationskette durchbrochen werden kann, zeigen die weltweiten Reaktionen, wenn sich Israel z. B. gegen einen Hisbollah-Angriff wehrt. Die Verurteilungen kommen postwendend, und nicht einmal der Grundsatz „in dubio pro reo" scheint für Israel zu gelten. Gewissermaßen als Zugabe leisten sich die Verurteiler ein gerüttelt Maß an moralischer Entrüstung. Von den Juden wird – ganz im biblischen Sinn – nichts anderes erwartet, als auch noch die andere Wange hinzuhalten. Denn erstens: Einmal Opfer, immer Opfer. Und zweitens: Es wird vorausgesetzt, daß ein „ehemaliges" Opfer „Menschlichkeit" geradezu zu einer Grundkonstante seines Lebens machen soll.

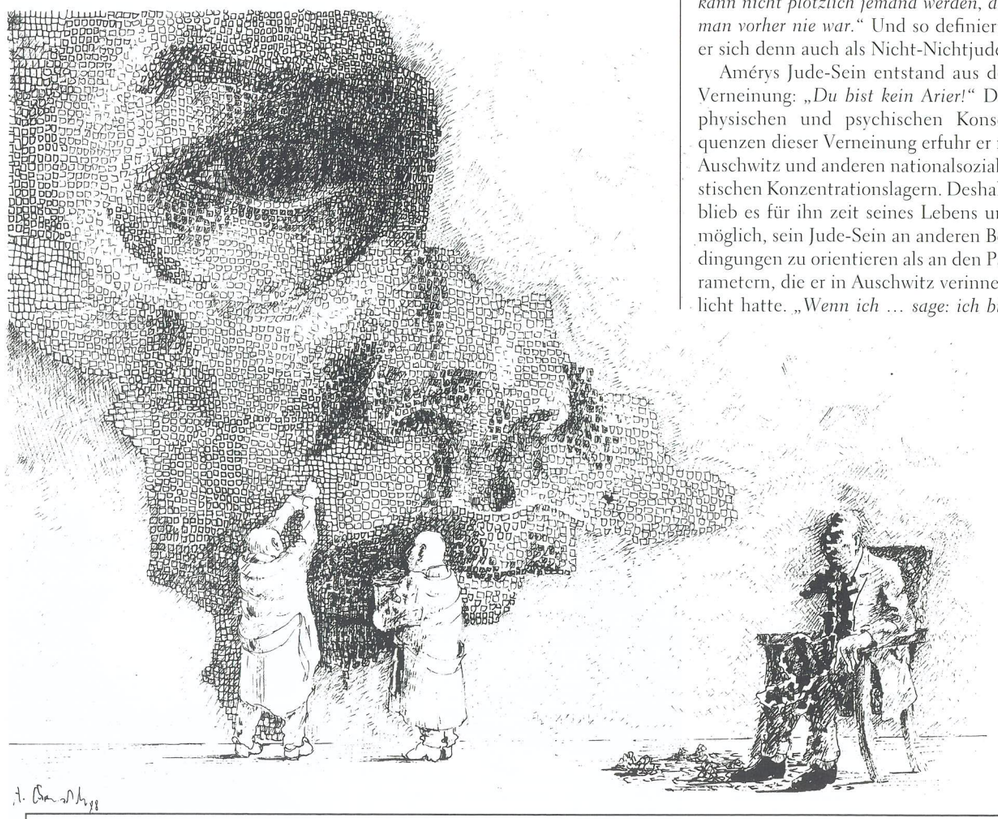
Wie pervers, wie unmenschlich!

Wie wirksam im positiven wie im negativen Sinn das jüdische Holocaustopfer als Metapher für jüdische Identität schlechthin sein kann, soll im folgenden am Beispiel zweier Schriftsteller gezeigt werden.

Der österreichische Schriftsteller **Jean Améry** hat in seinem Essay *Über Zwang und Unmöglichkeit, Jude zu sein*[1] den Versuch unternommen, seiner jüdischen Identität auf die Spur zu kommen. Améry, der von sich selbst sagte: *„Hitler hat mich als Juden erfunden"*, wuchs in einer nichtjüdischen Umgebung auf. Sein jüdischer Vater war im ersten Weltkrieg gefallen. Seine Mutter war Christin, wenn auch nicht *„rein arisch"* (Zitat Améry). Er selbst wurde katholisch erzogen. Die Tatsache, daß er Jude war, hatte eher den Wert eines harmlosen Merkmals. *„Ich war Jude, so wie einer meiner Mitschüler Sohn eines bankrotten Wirtes war …"* Diese Einschätzung blieb bis 1935 gültig. Durch den Erlaß der Nürnberger Rassengesetze wurde Améry gleichsam offiziell zum Juden erklärt. Schmerzlich wurde ihm bewußt, daß Jude-Sein mit einem Schlag einer Verurteilung zum Tode gleichkam.

Dadurch, daß er keinerlei Kenntnis von jüdischer Religion, Kultur und Tradition hatte, war seine Identität als Jude niemals an positive Bedingungen geknüpft. Es war für ihn unmöglich, sich plötzlich als Jude zu bezeichnen. *„Man kann nicht plötzlich jemand werden, der man vorher nie war."* Und so definierte er sich denn auch als Nicht-Nichtjude.

Amérys Jude-Sein entstand aus der Verneinung: *„Du bist kein Arier!"* Die physischen und psychischen Konsequenzen dieser Verneinung erfuhr er in Auschwitz und anderen nationalsozialistischen Konzentrationslagern. Deshalb blieb es für ihn zeit seines Lebens unmöglich, sein Jude-Sein an anderen Bedingungen zu orientieren als an den Parametern, die er in Auschwitz verinnerlicht hatte. *„Wenn ich … sage: ich bin Jude, dann meine ich damit die in der Auschwitznummer zusammengefaßten Wirklichkeiten und Möglichkeiten."*



Zeichnung: Andreas Ohrenschall

Juden in Europa und Amerika, die nach dem II. Weltkrieg aufwuchsen, wurde vielfach jüdische Identität nur in bezug auf jüdisches Leiden und Sterben im Holocaust vermittelt. Jude-Sein, wie es unter anderem auch Jean Améry definierte, bedeutet in diesem Kontext: Angst haben und sich der vergangenen und möglichen zukünftigen Katastrophe immer bewußt sein.

Diese Art der Bestimmung, die nichts anderes versucht, als jüdische Identität für immer an den Opferstatus zu binden, blieb nicht unwidersprochen.

Der Amerikaner **Philip Roth** ist einer von den Schriftstellern, die sich gegen diese Zuschreibung einer von vornherein negativen Identität wehren.[2] In manchen seiner Texte, vor allem aber in seiner *Zuckerman-Trilogie*, parodiert er die Starrheit und Verkürztheit dieser Definition vom „richtigen Juden". Im Zuge dieser Auseinandersetzung hinterfragt er auch den Mythos **Anne Frank**, der jüdischen Symbolfigur schlechthin.

Im dritten Teil der Zuckerman-Trilogie z. B. wird einem jungen jüdischen Schriftsteller, der sich der Bedeutung seines Jude-Seins nicht sicher ist, geraten, sich doch im Theater das Stück „Das Tagebuch der Anne Frank" anzusehen. Die Frage des Schriftstellers nach „dem spezifisch Jüdischen" wird mit dem Hinweis auf ein jüdisches Opfer, auf *das* jüdische Opfer, beantwortet, seine Suche damit auf einen Weg geführt, der folgerichtig nur in der Identifikation als Opfer enden kann. Auf diese Weise wird das Schicksal der Anne Frank für nachkommende Generationen zu einem Kürzel für Jude-Sein gemacht, Anne Frank selbst wird zur unreflektierten Identifikationsfigur.[3]

Der Protagonist in der Zuckerman-Trilogie ist sich aber nicht nur in bezug auf seine jüdische Identität unsicher. Er hat außerdem in einer seiner Erzählungen Juden mit negativen Eigenschaften beschrieben. Er wird des Verrats beschuldigt. Ihm wird vorgeworfen: *„Können Sie ehrlich sagen, daß es in Ihrer Short Story irgend etwas gibt, was nicht Wasser auf die Mühlen eines Julius Streicher oder eines Joseph Goebbels wäre?"*

Der jüdische Schriftsteller hat gegen ein wichtiges Gesetz verstoßen: das Gesetz, Juden nur noch unter dem Glassturz der Holocaust-Erfahrung zu sehen. Das Beschreiben negativer Eigenschaften oder Vorgänge, wenn es sich um Juden handelt, ist tabu. Geschieht es dennoch, wird der „Täter" als Antisemit, in diesem Fall als jüdischer Antisemit betrachtet. Auch von seiner Familie wird der Schriftsteller beschuldigt, kein richtiger Jude zu sein. Was Wunder, wenn er phantasiert, daß er eigentlich nur noch durch eine Heirat mit Anne Frank wieder in den Schoß seiner Familie zurückkehren könnte?

Die Forderung, in erster Linie die vergangene und mögliche zukünftige Katastrophe als Konstante jüdischer Identität anzunehmen, erweist sich als gefährlich. Von den nachkommenden Generationen wird nichts Geringeres verlangt, als traumatische Erfahrungen, die nicht ihre eigenen sind, zu verinnerlichen.

Gleichzeitig bleibt durch diese Konzentration auf das Bild des „Holocaust-Juden" ein Teil jüdischer Geschichte im Hintergrund. Sie wird vorzugsweise in Nebensätzen und Fußnoten erinnert. (*„Mit der Ermordung der europäischen Juden wurde auch eine jahrtausendealte Kultur ausgelöscht"* u. a. m.)

Selbstverständlich muß der Holocaust erinnert werden. Hier soll auf keinen Fall einer Ad-acta-Behandlung unserer jüngsten Vergangenheit das Wort geredet werden. Doch die betriebene Reduzierung der jüdischen Geschichte und damit der jüdischen Identität – denn Identität speist sich nicht zuletzt auch aus der Geschichte – auf den Holocaust und die gleichzeitige Betonung des Opferstatus ist falsch. Es kann doch nicht die Absicht bestehen, die eigenen Nachkommen in erster Linie auf eine zukünftige Opferrolle vorzubereiten?

Was hier über ein Bild und seine negativen Folgen in einem spezifisch jüdischen Kontext gesagt wurde, gilt im gleichen Maße für andere Minderheiten. Gemeinsame Identität wird unter anderem auch durch den Rückgriff auf prägende Ereignisse geschaffen. Die Annahme aber, daß durch die Überbetonung dramatischer Ereignisse die eigene Gemeinschaft besser in der Lage ist, auf mögliche zukünftige Katastrophen zu reagieren, ist falsch. Es erweist sich als kontraproduktiv, wenn andere positive Möglichkeiten der Identifikation in den Hintergrund treten müssen. Das Ziel, mit Hilfe eines gemeinsamen Reservoires an Erfahrungen der eigenen Gruppe Stärke und Selbstbewußtsein zu vermitteln, wird nicht erreicht. Wenn wir Identität als ein oft schmerzhaftes Wechselspiel aus Eigenschaften, die wir uns zuschreiben, und Eigenschaften, die wir von anderen zugeschrieben bekommen, begreifen, dann liegt die folgende Warnung auf der Hand: Wer sich selbst in erster Linie als Schwächeren identifiziert, kann nicht erwarten, daß die anderen plötzlich Stärke und Selbstbewußtsein an ihm entdecken.

1 Jean Améry: Über Zwang und Unmöglichkeit, Jude zu sein. In: ders., Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten. Stuttgart 1980.
2 Nach James E. Young: Beschreiben des Holocaust. Darstellung und Folgen der Interpretation. Frankfurt/Main 1992.
3 Konsequenterweise muß, wer die Funktion des „Denkmals Anne Frank" hinterfragt oder gar in Frage stellt, mit Kritik und Widerstand rechnen. Und so wurde Philip Roth denn auch von seinen Kritikern vorgeworfen, er leide an „jüdischem Selbsthaß".

Didaktik & Gedenken

ARCHE – Plattform für Interkulturelle Projekte *veranstaltet gemeinsam mit der* Initiative Minderheiten *und dem* Institut für die Geschichte der Juden in Österreich *eine internationale Sommerakademie zum Thema „Gedenken" in Wien.*

Die Shoah, die Verfolgung und Vernichtung von Roma und Sinti, der Völkermord an Armeniern, die „ethnischen Säuberungen" im ehemaligen Jugoslawien und viele andere Genozide prägen die heutigen Gesellschaften: Opfer und Täter zeug(t)en zweite und weitere Generationen; Leiden und Taten der Vergangenheit leben in uns allen fort als Bestandteile unserer – kollektiven und fallweise auch individuellen – Geschichte.

Gedenken als kulturelles Gedächtnis – Gedenken als didaktisches Medium: Für eine umfassende gesellschaftliche Funktion des Gedenkens sollen interdisziplinäre Konzepte entwickelt, beraten und diskutiert werden – im Hinblick auf interkulturelles Zusammenleben und auf Minderheiten- und Menschenrechte.

Das Programm der Sommerakademie bietet ein umfangreiches Programm mit Vorträgen und Workshops internationaler ReferentInnen aus den Fachbereichen Geschichte, Politologie, Kunstgeschichte, Musikologie, Architektur, bildende Kunst, Soziologie, Psychologie und Pädagogik. Hier einige ausgewählte Themenbereiche, die in Vorträgen oder Workshops behandelt werden: Rolle und Bedeutung von Gedenken in modernen Gesellschaften; Rituale, Pädagogik und Musealisierung des Gedenkens; Orte des Gedenkens; Krieger-, Sieger-, Opfer- und Täter-Denkmäler; Anregungen für die pädagogische Praxis …

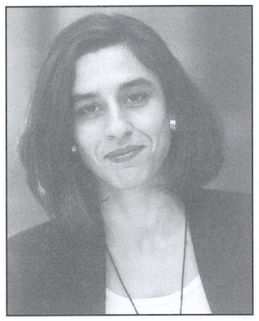
Die Veranstaltung findet vom 6. bis 10. Juli 1997 in den Räumlichkeiten der Hochschule für angewandte Kunst in Wien statt. Ein detailliertes Programm können Sie in der nächsten STIMME finden.

Nähere Auskunft:ARCHE – Plattform für Interkulturelle Projekte
Tel.: 0222/ 606 72 16;
Fax: 0222/ 603 91 75;
e-mail: arche@arche.or.at

arche/red

100 Tage Einsamkeit

Seit 100 Tagen sitzt die Grünen-Politikerin **Maria Vassilakou** *als erste und einzige Neo-Österreicherin im Wiener Gemeinderat. Ein Gespräch über ihren politischen Alltag und ihre Meinung zu den Themen Integration, Ausländer und Rassismus.*



STIMME: Was hat sie bewogen, in die aktive Parteipolitik zu gehen?

Vassilakou: Vor zehn Jahren, als ich nach Österreich kam, erlebte ich, was es heißt, anders zu sein; ich war konfrontiert mit einer neuen Gesellschaft, der Ausgrenzung und Einsamkeit des Fremdseins. Mit der Zeit wurde es besser, ich lernte, und die Menschen um mich herum lernten mich kennen, wir lebten halt so dahin. Aber als dann Haider sein Ausländervolksbegehren startete, wurde es für mich klar: So kann es nicht weitergehen, man muß aktiv werden. Vielleicht klingt es naiv, aber letztlich bin ich in die Politik gegangen mit dem Traum, etwas zu verändern, zu bewegen, auf etwas aufmerksam zu machen. Vielleicht, dachte ich, kann ich ein Sprachrohr sein für all die sogenannten AusländerInnen in dieser Stadt, die noch keine Stimme haben; und ich mache das solange, bis es ganz viele Menschen gibt, die ihre Stimme finden und sich artikulieren.

Was haben Sie dann konkret unternommen, um etwas zu verändern oder zu bewegen?

Ich war damals noch Studentin, und ich habe immer viel davon gehalten, daß man versucht, in dem Umfeld, in dem man sich gerade befindet, unmittelbar etwas zu verändern. Also bin ich zur ÖH gegangen und habe angefangen, im Sozialreferat mitzumachen. In der Zeit des Ausländervolksbegehrens wurden hunderte Initiativen, Plattformen, Vereine und Arbeitsgruppen gebildet, die alle gegen Haider auftraten. Das war für mich eine sehr spannende Zeit, es wurde sehr viel diskutiert und unternommen, sehr viel positive Energie freigesetzt. Nach dem Lichtermeer sah es dann so aus, als ob wieder alles einschlafen würde. Aber ich wollte weitermachen, mein Engagement im Bereich Menschenrechte fortsetzen. Ich habe bei SOS-Mitmensch mitgearbeitet und bin in der ÖH ins Ausländerreferat gewechselt. Da blieb ich dann zwei Jahre und habe versucht, die Interessen von ausländischen Studierenden zu vertreten. Von dort bin ich dann in die Parteipolitik gegangen, weil ich mir gedacht habe, Politik ist doch nichts anderes, als Interessen wahrzunehmen, sie zu artikulieren und dafür zu sorgen, daß sie umgesetzt werden. Und in Österreich gibt es hunderttausende Menschen, sogenannte AusländerInnen, die Interessen haben, um die sich aber niemand kümmert; im Gegenteil, es wird ständig gegen diese Interessen gehandelt. Ja, da habe ich mich dann ein bißchen umgeschaut und gesehen, daß die Grünen noch am ehesten die Politik vertreten, für die ich mich einsetzen kann. da habe ich mich dann positioniert.

Hat es von Ihrer Seite aus Ängste gegeben, als „Muster-Ausländerin" herhalten zu müssen – nach dem Motto: Wir sind offen und liberal, wir haben sogar Ausländer unter uns! – und vielleicht auch politische Aktionen mitzutragen, die gegen die Interessen von sogenannten Ausländern gerichtet sind?

Das habe ich mir schon überlegt. Es war auch gar nicht so leicht, denn politisch zu sein bedeutet ja nicht unbedingt, zu einer Partei zu gehen. Zunächst habe ich es mir bei den Grünen ein ganzes Jahr in Ruhe angeschaut und mich nur punktuell engagiert. Die Grünen sind tatsächlich ein Projekt, da gibt ist noch sehr viele Möglichkeiten, mitzugestalten, weil alles noch nicht so starr ist. Im Gegenteil: Als ich dazu kam, habe ich die Möglichkeit gehabt, ein grünes Integrationsprogramm für Wien zu schreiben, was ich auch gemeinsam mit einem Arbeitskreis getan habe. Ein weiterer wichtiger Punkt war für mich, daß ich das Gefühl hatte, daß das Engagement der Grünen in diesem Bereich sehr ehrlich ist.

Nun, auch die SPÖ setzt bei Wahlen Neo-ÖsterreicherInnen auf ihre Listen; zugegebenerweise an unwählbare Plätze. Aber war Ihre Nominierung nicht auch wieder nur eine Kompromißlösung? Sie sprachen ja selbst von den Interessen, und die größten MigrantInnengruppen in Wien sind die Menschen aus den Ländern des ehemaligen Jugoslawien und der Türkei. Wäre es da nicht ehrlicher und konsequenter gewesen, jemanden aus einer dieser Gruppen zu nominieren statt einer Neo-Österreicherin, die aus einem EU-Staat kommt?

Das würde ich nicht so sehen. Bei den Grünen bestimmt niemand, wie die Liste aussieht, sondern bei einer Landesversammlung wählt die gesamte Basis mehr oder weniger alle Listenplätze einzeln. Ich habe natürlich auch Gegenkandidaten gehabt. Es ging nicht darum, jemanden zu finden, der zunächst einmal selbst Migrant ist, sondern um politische Inhalte. Ein bißchen Glück habe ich sicher auch gehabt: Ich war durch meine Kandidatur bei den ÖH-Wahlen bekannt, man hat gewußt, welche Inhalte ich vertrete.

Sie sitzen jetzt genau 100 Tage als erste Neo-Österreicherin im Wiener Gemeinderat. Wie ist der Alltag, der Umgang mit den KollegInnen?

Der Umgang ist vorbildlich. Ich könnte sagen: nett, lieb, höflich. Als ich bei der ersten Sitzung meine erste Rede hielt, war ich schon sehr aufgeregt, ich habe mir große Sorgen gemacht, ob ich den Akkusativ benutze statt Dativs; ja, und natürlich ist da auch mein Akzent. Ich wußte nicht, ob die anderen mir überhaupt zuhören würden. Aber im Saal war absolute Ruhe, alle haben zugehört, der Beifall war groß. Und bis jetzt herrscht eigentlich ein sehr ungezwungener Umgang, die Tatsache, daß ich „anders" bin, scheint die KollegInnen nicht so sehr zu stören. Die Kommunikation funktioniert sehr gut, sogar mit Kreisen der FPÖ. Ich hinterfrage natürlich diese Ruhe; bis jetzt war ich eigentlich nicht recht frech, wollte nicht gleich zu Beginn allen vorwerfen, was sie alles falsch machen in bezug auf die Migration. Ich weiß nicht, was passieren wird, wenn ich anfange, rotzig und „böse" zu sein; über kurz oder lang kommt der Augenblick, wo man aggressiver vorgehen muß. Ich weiß nicht, wie die KollegInnen scharfe und strenge Kritik von einer, die doch eigentlich gar nicht zu ihnen gehört, einem Schwarzkopf, akzeptieren werden. Eine andere große Gefahr ist die Vereinnahmung: Alle sind so schrecklich nett, kommen nach jeder Rede und gratulieren. Da muß ich höllisch aufpassen, daß ich nicht geschluckt werde von diesen Umgangsformen, von der Angst, jemanden zu kränken.

Fühlen Sie hin und wieder eine Art versteckten Alltagsrassismus? Ist nicht diese Art der Überhöflichkeit auch eine Form des Nicht-Ernstnehmens?

Natürlich waren die Kontakte bis jetzt eher dürftig, denn wo sieht man sich? – auf den Gängen, bei den Sitzungen. Bis jetzt habe ich keinen „versteckten Rassismus" erlebt. Man erlebt aber manchmal den offenen Rassismus.

Wie?

Eine Geschichte war z. B. während der Budget-Debatten, es war gerade das Umweltressort an der Reihe, da hielt ein FPÖ-Gemeinderat eine Rede und sagte – ich zitiere jetzt nur sinngemäß –, es müsse doch endlich etwas unternommen werden, die Türken verpesten mit ihren stinkenden Autos die Luft, die Lärmverschmutzung müsse auch geahndet werden, die durch türkische Kinder in den Parks verursacht werde. Ich wiederhole noch einmal, es ging um die Umwelt! Na, da kann wohl nicht mehr die Rede sein von verstecktem Rassismus …

Wie geht so etwas dann auf der emotionalen Ebene weiter, wenn Sie einem Kollegen, der gerade eindeutig ausländerfeindliche und rassistische Äußerungen von sich gegeben hat – und ja eigentlich auch Sie gemeint hat – z. B. auf dem Gang begegnen?

Auch das ist eine völlig neue Erfahrung für mich. Also ein „Guten Morgen" oder „Grüß Gott" verdient wohl jeder von mir. Zumindest derzeit noch. Aber ich kann mir sehr gut vorstellen, daß eine Zeit kommt, in der ich manche KollegInnen nicht mehr grüße. Ja, das wäre wohl ein Bruch der Umgangsregeln. Aber diese Menschen brechen täglich die Regeln, überschreiten ständig alle Grenzen, spucken auf die Menschenwürde. Da kann ich dann fünf Minuten später nicht freundlich lächeln und so tun, als ob nichts passiert wäre.

Wien hat ja jetzt eine eigene Integrationsstadträtin …

Ja, Frau Brauner; und die muß schleunigst etwas unternehmen, gegen die Vorgangsweise der zuständigen Magistratsabteilung z. B., sonst macht sie sich mitschuldig an dem ganzen Elend, das da produziert wird. Ich weiß, daß sie auch erst 100 Tage im Amt ist, aber vor kurzem hat sie ihre Leitlinien für 1997 präsentiert. Da haben alle Zusammenhänge gefehlt, der ganze Überbau. Es fehlt auch die zentrale Fragestellung (ganz zu schweigen von Antworten): Auf welches Ziel hin wollen wir eigentlich arbeiten? Statt dessen kommt das Übliche: Wie wichtig Deutschkurse für die Integration sind. Das kann doch nicht alles sein! Ja, sie redet auch von der Stärkung der sogenannten zweiten Generation. Wie das konkret ausschauen soll, sagt sie nicht. Aber positiv muß ich festhalten, daß sie für den freien Zugang von Familienangehörigen zum Arbeitsmarkt plädiert.

Wie definieren Sie Integration?

Für mich bedeutet Integration, die Möglichkeit zu haben, in einer Gesellschaft seinen eigenen Weg gehen und seinen eigenen Platz finden zu können. Das wird aber oft als eine Leistung verstanden, die der Betroffene selbst erbringen muß. Ich sehe es anders: Integration ist ein Angebot, das eine Gesellschaft an jemanden richten muß. Das Individium muß natürlich auch einige Schritte machen, in der Mitte trifft man sich dann. Ich hasse das Wort Integrationsfähigkeit; man sollte eher fragen: Ist eine Gesellschaft fähig, Menschen zu integrieren? Gelungene Integrationspolitik muß eine Möglichkeit schaffen, daß ich, ohne von einer Identität in die andere zu schlüpfen, das Gefühl habe, dazuzugehören, mich daheim fühle und die Chance erhalte, Leistung zu erbringen und Erfolg zu haben. Ob ich diesen sozialen Aufstieg auch wirklich schaffe, hängt dann von mir persönlich ab. Strukturelle Integration ist, daß die Gesetze so gemacht werden, daß alle Menschen in diesem Land die gleichen Voraussetzungen haben. Letztlich heißt das, daß ich Diskriminierung zuerst auf der gesetzlichen Ebene abschaffen muß.

Jetzt noch die Frage, die in keinem Interview fehlen darf: Was würden Sie als erstes tun, wenn Sie morgen Bürgermeisterin wären?

Ich würde zunächst einmal intensive und gezielte Bewußtseinsarbeit betreiben und dann die Wohnbürgerschaft einführen. Gleiche Pflichten und gleiche Rechte für alle, die in dieser Stadt leben. Ich würde Signale setzen, nach dem Motto: „Wie alle sind Wiener" – das tut der Wiener Integrationsfonds bereits. Aber es reicht nicht, auch der Bürgermeister, die Stadträte und der gesamte Gemeinderat müssen das sagen und Taten setzen. Dann würde wirklich etwas in Bewegung kommen.

Stichwort Grasser …

Die peinliche und lächerliche Sache ist ja in den Medien ausführlich diskutiert worden. Aber auf eines möchte ich doch hinweisen: Das bekannte politische Signal der FPÖ hat sich durch die Grasser-Weisung geändert. Der FPÖ ging es bisher hauptsächlich um die Neuzuwanderung und die Kriminalität, in diesem Kontext wurden die Feindbilder positioniert. Jetzt geht es zum ersten Mal um alle Ausländer, egal ob integriert oder nicht, seit zwei oder seit 15 Jahren in Österreich. Das verstehe ich als offene Kampfansage. Da hat der Haider mit dem recht, was er im *profil* gesagt hat, nämlich: daß etwas geschehen muß, weil sonst etwas passieren wird. Er vergißt nur, daß er es ist, der mit dem Benzinkanister in der einen und dem brennenden Streichholz in der anderen Hand herumläuft. Aber was wir von Haider und seiner Partei zu erwarten haben, wissen wir ja. Wichiger ist mir, ob sich die SPÖ und die ÖVP klarer und ehrlicher positionieren, ob sie sich – z. B. mit uns Grünen, weil unsere Position da sehr eindeutig ist – gegen Haider, oder mit Haider gegen die Menschenrechte und Humanität, und damit gegen die Interessen dieser Republik positionieren.

Gespräch: **Hikmet Kayahan**

Foto: R. Newald

Herbert, das schwarze Schaf

Was passiert, wenn eine Griechin und ein Türke aufeinander treffen? Schlagen sie sich gegenseitig die Köpfe ein? Eher nicht, wenn sich beide als WienerIn fühlen, in einem Wiener Café sitzen und Wiener Melange trinken.

Während des gesamten Gesprächs mit der 28jährigen **Maria Vassilakou**, gebürtige Griechin, studierte Sprachwissenschaftlerin, Politikerin, erste und bislang einzige Neo-Österreicherin im Wiener Gemeinderat, sitzt Herbert, das schwarze Schaf, ein kleines Stofftierchen, auf dem Tisch. *„Herbert"*, sagt sie lachend, *„haben mir Freunde an meinem ersten Tag im Gemeinderat geschenkt. Ich habe das Schaf dann Herbert getauft, weil es so schön österreichisch klingt, der Familienname könnte Oberhuber sein."* Seither trägt sie Herbert immer mit sich herum, er ist zu ihrem Maskottchen geworden: *„Ich fühle mich in der Politik immer ein bißchen wie Herbert."*

Seit fast elf Jahren lebt sie nun schon in Österreich, ist mit einem Österreicher verheiratet und glaubt noch an die Möglichkeit, daß Politik etwas ändern, Engagement etwas bewirken kann. Deswegen sitzt sie in den Reihen der *Grünen* im Wiener Gemeinderat und spricht am 7. März 1997, genau 100 Tage nach ihrem Einzug in den Gemeinderat, über ihre Vorstellungen und Pläne. Dabei zupft sie Herbert ständig zärtlich am Ohr. Und irgendwie müssen wir beide ständig innerlich grinsen: Da sitzen wir, eine gebürtige Griechin und ein Türke, in einem Wiener Café, trinken Wiener Melange, schimpfen über Ewiggestrige, reden über die politische Situation in Wien und Österreich, machen uns Sorgen um die Zukunft dieser Stadt und dieses Landes; das Wort Toleranz wird zur Farce, da wir nicht streiten, ob es nun türkischer oder griechischer Kaffee heißt oder ist, sondern Wiener Melange trinken. Die Köpfe schlagen sich andere ein, die sich nicht entscheiden können, ob wir wirklich Österreicher sind, und wenn ja, ob wir auch wirklich gute Österreicher sind. Sollen sie nur; immer wenn ich jetzt am Rathaus vorbeifahre, höre ich ein Schaf blöken. Es beruhigt mich zu wissen, daß es Herbert, ein schwarzes Schaf, ist.

Hikmet Kayahan

„Gewalt und Gegengewalt"

von **Bianca Puritscher** und **Doris Schwarzwald**

Über die Schriftstellerin Mariella Mehr und ihre Bücher[1]

Im Rahmen eines Proseminars der Universität Innsbruck und der IM-Veranstaltungsreihe „Haltestelle M" fand im Zentrum für psychische Gesundheit am 4. Dezember 1996 eine Lesung der Schriftstellerin **Mariella Mehr** *statt. Die Autorin gehört der Volksgruppe der Jenischen an und lebt im 300-Seelen-Dorf Tomils/Schweiz. Sie las aus dem 1994 erschienenen Roman „Zeus oder der Zwillingston".*

Ausgangspunkt für diesen Roman war der Tod eines Freundes, des Schriftstellers **Gilbert Tassaux**, der am 25. Jänner 1983 in der psychiatrischen Klinik Waldau in Chur auf seine Bitte hin von einem Mitpatienten erschlagen wurde. Ort der Handlung ist infolgedessen eine kantonale Heil- und Pflegeanstalt. Dort treffen *Rosa Zwiebelbuch* und *Zeus* aufeinander; sie ist zwangsmäßig interniert, und der Gott des Olymp hält sich dort freiwillig auf, um sich seiner Unsterblichkeit zu entledigen. Im Zusammentreffen dieser zwei füreinander bestimmten Gestalten verarbeitet M. Mehr teilweise Erfahrungen aus ihrem eigenen Leben und ihrem Verhältnis zur Psychiatrie, aber sie liefert auch eine geniale Verschränkung von alter und neuer Mythologie. Gekonnt baut sie die Prophezeiung des Prometheus, welche besagt, daß Zeus entmachtet wird, sofern er sich einer Sterblichen hingibt und sie schwängert, in eine einfache Erzählung ein. Sie schafft somit ein fiktionales Meisterwerk. Ihre schonungslose Kritik richtet sich vor allem gegen den damals in Chur arbeitenden Anthropologen **Gottlob Abderhalden** und den Psychiater **Bonifazius Wasserfallen**, deren Namen nur soweit verändert sind, daß sie die Betroffenen leicht wiedererkennen können. Mit erzählerischer Dichte und sprachlicher Kunstfertigkeit gelingt es Mehr, den Leser in eine Welt jenseits der uns bekannten zu entführen. Durch optische Verfremdung der Sprache und detaillierte Berichte verschiedenster Situationen erzählt sie gewissermaßen aus einer allwissenden Position, wobei sie in diesem Roman, anders als in früheren Werken, eine größere Distanz zu ihrem eigenen Leben hält. Neben den wenigen Passagen aus ihrer Biographie finden sich vermehrt Verweise auf Tassaux' Leben und Notizen aus seinen Schriften.

Die Lesung Mariella Mehrs fand großen Anklang, und es kamen mehr Leute als erwartet. Spannend war das Verhältnis zwischen den Räumlichkeiten im psychiatrischen Umfeld und der Vortragenden. An diesem Abend konnte sich das Publikum auch mit anderen Werken der Autorin auseinandersetzen, wie etwa mit ihrem ersten Roman „Steinzeit" (1981).

Im Gegensatz zu „Zeus oder der Zwillingston" ist „Steinzeit" ein stark autobiographisch gefärbter Roman. Zwischen 1926 und 1973 wurden in einer Aktion von *Pro Juventute* unter dem Namen „Kinder der Landstraße" 619 jenische Kinder ihren Familien oft gewaltsam entrissen, darunter auch Mariella Mehr, die am 27. Dezember 1947 in Zürich zur Welt kam und gleich nach der Geburt ihrer Mutter weggenommen wurde. Von diesem Zeitpunkt an wurde Mariella Mehr in Heime abgeschoben, darunter 16 Kinderheime, vier Psychiatrien; sie verbrachte 19 Monate in der Frauenanstalt Hindelbank als administrativ Versorgte. Schon als Kind wurde sie in den Heimen vom Pflegepersonal wegen ihrer Unzugänglichkeit zur Seite geschoben, mißhandelt und sogar vergewaltigt.

Foto: Michael Oertl

Erst 1973, als Pro Juventute die Tätigkeiten in der Aktion „Kinder der Landstraße" niederlegte, konnte Mariella Mehr lernen, frei und unabhängig zu leben und sich auf ihre journalistischen und schriftstellerischen Arbeiten konzentrieren. Seit 1975 setzt sie sich publizistisch in Zeitungsreportagen und Radiobeiträgen für Minderheiten, ungeliebte Kinder, Frauenhäftlinge und Psychiatriepatienten ein.

Von eben einer solchen Kindheit und Jugend erzählt Mehr in ihrem ersten Roman. Es ist die Geschichte der kleinen *Silvia*, die gleich nach der Geburt ihrer Mutter entrissen und in ein Pflegeheim gebracht wird. Silvias Mutter hat dasselbe Schicksal erlitten, sie war bereits „verrückt". In ihrer Verzweiflung, dem Kind nicht dasselbe Leben zumuten zu müssen, versucht sie Silvia bei der Geburt zu töten. Von da an tritt Silvia die Irrfahrt ihrer „Anstaltskarriere" an. Schon als Kleinkind vergewaltigt und mißhandelt, ziehen sich durch ihr Leben Erlebnisse wie Elektroschocks (das erste Mal mit neun Jahren), Insulinkoma, Demütigungen und immer wieder Todesangst durch dauernde Aufenthalte in Psychiatrien und anderen Anstalten. Ohne Liebe und Zuneigung kämpft sich Silvia durchs Leben. Vorübergehend lebt sie bei Pflegeeltern, auch dort erfährt sie nicht, was es heißt, geliebt zu werden. Für das „Verbrechen", einen Mann zu lieben und von ihm schwanger zu werden, sperrt man Silvia in ein Frauengefängnis. Man nimmt ihr den Sohn Christoph (= Christian, Mehrs Sohn) und gibt ihn zu Pflegeeltern. Nach zwanzigjähriger Bevormundung steht Silvia plötzlich alleine auf der Straße, man hat sie entlassen. Ein neuer Kampf ums Überleben und um ihr Kind beginnt.

All dies schreibt Mariella Mehr in Zusammenhang mit einer Therapie. Über deren Beginn ist auf den ersten Seiten zu lesen, aber von einem klaren Ende ist nicht die Rede. Jeder, der nicht nur mit dem Kopf liest, wird spüren, welche Lebenskraft, Intelligenz und Sensibilität in dieser Frau stecken, um all diese Katastrophen zu überleben.

„Steinzeit" ist kein Lesevergnügen, es ist eine scharfe und unüberhörbare Anklage an Ärzte, Pflegepersonal, Vormund und Sozialarbeiter. Und vor allem auch an Menschen, die Schwächere ausgrenzen und ausnützen. Auf verschiedenen Zeitebenen erzählt Mariella Mehr in einer knappen und kantigen Sprache, der man die Wut und den Schmerz anmerkt. Das drückt sie besonders durch die gespaltene Identität der Silvia aus: Silvia (das kleine, ängstliche Mädchen), Silvio (der Starke, der lachen kann), Silvana (die Rebellin). Nur selten wagt sich Mariella Mehr an die Ichform heran, denn Silvia hat eine Schutzfunktion und stellt eine rettende Distanz dar.

„Daskind" nennt sich Mariella Mehrs neuester Roman (1995), und wie schon der Titel verrät, geht es hier um das schwächste Glied unserer Gesellschaft, nämlich um ein Kind. Der Roman spielt in einem kleinen Schweizer Dorf der 50er Jahre, wo ein kleines, stummes und namenloses Mädchen ums Überleben kämpft. Namenlos ist auch sein Elend, denn die Dorfbewohner sehen zu und lassen geschehen. *Daskind*, Produkt eines Inzests – des späteren angeblichen Pflegevaters und seiner Schwester –, lebt als Fremde unter den Dorfbewohnern und ist eigentlich eine von ihnen. Niemand weiß davon – nur der Vater, den das schlechte Gewissen dazu bringt, das stummgebliebene Mädchen aus dem Waisenhaus in seine kinderlose Ehe zu holen. Im Haus der Pflegeeltern erfährt Daskind nur Ungeliebtheit, Prügel und Grausamkeit. Nach dem Abendgebet wird es vom Vater mit dem Ledergürtel gezüchtigt. Offensichtlich empfindet er Schuldgefühle, denn er weint bei der Vollstreckung der Strafe.

Nicht genug der Grausamkeiten – der Untermieter trägt seinen Teil dazu bei. Das kleine Mädchen wird Nacht für Nacht vergewaltigt. Auch die Pflegemutter bringt dem Kind keine Liebe entgegen, es bleibt unbeachtet und übergangen. Daskind lebt in seiner Gedankenwelt, bestehend aus Haß, Wut und Trauer. *„Wenn wir groß sind, sagt das Kind zu sich und sich, werden wir einen von ihnen töten."*

Daskind ist ein Störfall für die gesamte Dorfgemeinschaft und das Ziel allen Hasses und aller Schuldzuweisungen. Die Bewohner leben in ihrer Doppelmoral, scheinheiligen Frömmigkeit, Bigotterie und Aberglauben. Doch von Schwarzweißmalerei kann nicht die Rede sein; so schuldig sich die Dorfbewohner machen, so schuldig macht sich (wird gemacht) Daskind. Um in seinem Sinne Gerechtigkeit zu erfahren, fesselt es einen Buben und läßt an ihm all die aufgestaute Wut aus. Die Versuche der Pflegeeltern, Daskind aus der Stummheit zu reißen, bleiben zwecklos. Weder ein Besuch beim Psychiater, welcher mit Elektroschocks endet, noch eine Teufelsaustreibung bringen Daskind zum Sprechen. Manchmal kann sich Daskind auch kurz im Wald, unter Bäumen oder für Sekunden an der Hand des Vaters glücklich fühlen. Doch meist enden solche Ausflüge in Katastrophen. Das Buch schließt mit dem Mord am Sigristen (schweiz. f. Mesner), den Daskind begeht.

Mariella Mehr erzählt gekonnt in einer impulsiven und expressiven Sprache, harsch, spröde und provozierend, dadurch verleiht sie der Stummheit des Kindes eine Stimme. Sie versteht es, sich jeder Figur zu nähern, und entgeht so einem einseitigen Bild.

Nicht nur Romane zählen zu den Werken Mariella Mehrs, sondern auch Gedichte und Theaterstücke. Besonders interessant ist das 1987 erschienene Theaterstück „Kinder der Landstraße. Ein Hilfswerk, ein Theater und die Folgen", das auf ihrer eigenen Akte basiert. Diese erhielt sie im Jahre 1983 von anonymer Seite.

Im Mittelpunkt des Stückes stehen *M. Xenos* und ihr Sohn *C. Xenos*. Das Drama setzt bei der Geburt des Sohnes ein und schildert eine Höllenfahrt zwischen Erpressung, Drohung und psychiatrischen Heilmethoden. Schauplatz der Handlung ist die Frauenanstalt Hindelbank, wo man versucht, ihnen das Vagantentum auszutreiben. Durch verschiedene Dokumente wie diagnostische Beurteilungen aus psychiatrischen Kliniken und Zitaten von **Alfred Siegfried**, der fanatischer Anhänger einer diskriminierenden Vererbungslehre war, gibt Mariella Mehr dem Werk eine scheinbar wissenschaftliche Sachlichkeit. Personen wie M. Xenos selbst, ihrer Freundin, aber auch der Wärterin und Fürsorgerin verleiht sie eine poetische Sprache. Die Mutter der M. Xenos, die sie als Schatten bezeichnet, weil sie ihr die Sicht auf ihr weiteres Leben verwehrt, spricht ebenfalls in freien Versen. Auffallend ist besonders die euphemistische Sprache der *C. Rest*, ihres Vormunds, welche darauf erpicht ist, den Sohn in ein Pflegeheim zu geben.

Ein ausführlicher Bericht über die Ansichten der Vererbungslehre und deren Vertreter wie auch ein Bericht des Historikers **Thomas Huonker**, der die literarische Arbeit Mariella Mehrs würdigt, bilden einen Rahmen um das Theaterstück. Diese Aufzeichnungen vermitteln ein großes Wissen über die damals vorherrschende Situation und konfrontieren den Leser mit haarsträubenden Gesetzen und Verordnungen.

Im allgemeinen spiegeln all diese Werke Teile vom Mehrs Leben wieder, und so gewährt sie Einblicke in ihre Vergangenheit. Durch ihre Bücher versucht sie ihre Leser daran zu hindern, die Diskriminierung von Minderheiten zu übersehen und zu billigen.

Bianca Puritscher *und* **Doris Schwarzwald** *sind Studentinnen am Institut für Komparatistik der Universität Innsbruck.*

[1] Diese uns bislang unbekannte Schriftstellerin und die Kultur der Jenischen lernten wir letztes Jahr am Institut für Komparatistik in einem Proseminar unter der Leitung von Mag. Beate Eder-Jordan kennen.

Kolaric lebt

Die IM-Wanderausstellung „Am Anfang war Kolaric" erfreut sich wachsender Beliebtheit und wird heuer ausgebaut.

I haß Kolaric, du haßt Kolaric – warum sagns zu dir Tschusch?" Das Plakat mit dieser Aufschrift aus den 70er Jahren war der Auslöser für die Wanderausstellung der Initiative Minderheiten „Am Anfang war der Kolaric", eine Sammlung von Plakaten, die sich gegen Fremdenfeindlichkeit und Rassismus richten. (Wir haben in mehreren STIMME-Heften berichtet.)

„Kolaric" im Bahnhof Graz

Das Parlament als erster Ausstellungsort im November 1994 unterstrich die politische Relevanz einer solchen Kulturveranstaltung, sie hat PolitikerInnen sowie Medien direkt angesprochen. Die Ausstellungseröffnung übernahm NR-Präsident **Dr. Heinz Fischer.**

Im Jahr 1995 konnte die Wanderausstellung in allen Bundesländern an verschiedensten Orten (Rathäuser, Bahnhöfe, Konzert- und Tagungssäle ...) BesucherInnen aller Altersgruppen präsentiert werden. In der deutschen Stadt Reutlingen wurde sie im Oktober 1995 erstmals im Ausland gezeigt.

Im zweiten Schritt wollten wir uns 1996 auf die Zielgruppe der 12- bis 18jährigen SchülerInnen konzentrieren. Im Herbst 1996 ließen wir von 2 Plakatsujets *Free Cards* drucken. Viele Interessierte sind durch die Reichweite auf die Wanderausstellung bzw. auf das Thema aufmerksam geworden.

M. Oertl und H. Prock (SPÖ)

Große Freude haben wir mit den vielen Anfragen von Jugendlichen, insbesondere von SchülerInnen, die für ihre Schulen die Ausstellung und auch einzelne Plakate anfordern sowie die Ausstellung bei ihren LehrerInnen und DirektorInnen propagieren.

Wichtige Tips bekommen wir auch für den Aufbau unseres Plakatarchivs, das wir trotz budgetärer Probleme in Angriff genommen haben. Unser Ziel ist, das Archiv noch 1997 für Interessierte zugänglich zu machen. Eine Datenbank wurde bereits für die ersten 100 Plakate angelegt. Sie enthält alle wichtigen Eckdaten zum jeweiligen Plakat (Auftraggeber, Format, Künstler, Gestalter, Agentur, Erscheinungsjahr und -ort etc.) sowie Informationen über Veröffentlichung, Veranstaltung und Quellennachweise. Diese Recherchearbeit wird 1997 und in den folgenden Jahren erweitert und fortgeführt. Außerdem soll die Datenbank mit einer Bilddatenbank verknüpft werden, wofür aber noch Förderer zu finden sind. Ein weiteres Anliegen ist, diese Datenbank als Homepage ins Internet zu bringen.

Pikanterie am Rande: Mit Hilfe der EntnehmerInnen von Free Cards war es möglich, die Recherche rund um die damalige Plakatkampagne „I haaß Kolaric ..." zu vervollkommnen, so daß wir nun nicht nur Herrn Kolaric fanden, der auf dem Plakat abgebildet ist, sondern auch pensionierte Mitarbeiter dieser Kampagne aus dem Jahr 1972 – die immerhin einen Medienaward der IAA, *International Advertising Association*, für die beste Leistung für Kommunikation im Dienste der Menschenrechte erhielt.

Diese Hintergrundinformationen sowie die Stellungnahmen der Schüler-, Lehrer- und VeranstalterInnen ermöglichen einen neuen Zugang zur gesamten Thematik der Wanderausstellung. Auch diese wird in diesem Jahr erweitert und erfreut sich wachsender Beliebtheit.

Doris Kaiserreiner *ist die Betreuerin der IM-Wanderausstellung.*

Fotos: Bettina Eder

Gedenkfeier in Mauthausen

Die Initiative Minderheiten *veranstaltet gemeinsam mit der* Evangelischen Plattform Homosexualität, Homosexualität und Kirche (HuK) Wien, HOSI Wien *und* HOSI Linz *eine Fahrt zu den Befreiungsfeiern in Mauthausen.*

Vor 52 Jahren wurden die Häftlinge des Konzentrationslagers Mauthausen befreit. Die Veranstalterorganisationen laden ein, am 4. Mai um 10.00 Uhr vor dem Gedenkstein gemeinsam der immer wieder vergessenen homosexuellen KZ-Opfern zu gedenken und anschließend an der offiziellen Befreiungsfeier um 11.00 Uhr teilzunehmen. Im Bus bei der Hinreise wird die Politologin und Univ.-Lektorin Gudrun Hauer über das KZ Mauthausen und die Verfolgung und Vernichtung homosexueller Menschen in der NS-Zeit referieren.

Leitung: Waltraud Riegler (IM und Evangelische Akademie Wien)

Abfahrt: Sonntag, 4. Mai 1997, 7.00 Uhr; Friedrich-Schmidt-Platz, hinter dem Rathaus Wien
Kostenbeitrag: ca. öS 180,- für die Busfahrt

Anmeldung (bis 25. April, begrenzte TeilnehmerInnenzahl!): Evangelische Akademie Wien, Schwarzspanierstr. 13/ Postfach 15, 1096 Wien; Tel.: 0222/ 408 06 95

red

Zwei „Wien An-Sichten" der Evangelischen Akademie Wien

Von Rabbiner Wertheimer bis Fanny Arnstein.
Die alten jüdischen Friedhöfe in Wien:
In der Seegasse, Wien 9., befindet sich der älteste heute erhaltene jüdische Friedhof Wiens. Die Grabsteine auf diesem Währinger Israelitischen Friedhof erinnern an einzelne herausragende Persönlichkeiten ebenso wie an die vielen Einzelschicksale.
Zeit & Treffpunkt: Sonntag, 27. April 1997; vor Pensionistenheim Seegasse 9, 1090 Wien.
Anmeldung bis 18. April, begrenzte TeilnehmerInnenzahl!

Von Salomon Sulzer bis Friedrich Torberg.
Die israelitische Abteilung im Wiener Zentralfriedhof:
Die Israelitische Abteilung - Tor 1 - des Wiener Zentralfriedhofs erzählt mehr als jeder andere Friedhof Geschichte und Geschichte über Menschen. Hier begegnen wir bedeutenden uund vergessenen Namen des ehemals blühenden Wiener jüdischen Lebens.
Zeit & Treffpunkt: Sonntag, 11. Mai 1997; Zentralfriedhof, Tor 1, 1110 Wien.
Anmeldung bis 2. Mai, begrenzte TeilnehmerInnenzahl!

Referentin: Patricia Steines (Autorin und Verlegerin)
Leitung: Waltraud Riegler (IM und Evangelische Akademie Wien)
Kostenbeitrag: öS 100,-/öS 60,-
Anmeldung: Evangelische Akademie Wien, Schwarzspanierstr. 13
Postfach 15, 1096 Wien; Tel.: 0222/ 408 06 95

Wien wird Karnevalsstadt

Im heurigen EU-Jahr gegen Rassismus findet in acht europäischen Städten der „Karneval der Kulturen" statt. Stadtbewohner aller Altersgruppen, Nationalitäten und Schichten organisieren gemeinsam große festliche Umzüge und zeigen so die Vielfalt und Buntheit, die sich im ansonsten anonymen Großstadtgewühl verbirgt. Auch Wien hat die gemeinsame Erklärung der multikulturellen Karnevalsstädte unterzeichnet. Am 27. September ist es soweit.

In Wien wird der Karneval im Auftrag des *Wiener Integrationsfonds* organisiert, der heuer sein fünfjähriges Bestehen feiert. Geplant ist ein bunter, vielfältiger und mystischer Umzug über die Mariahilferstraße und den Ring zur Inneren Stadt. Schon vormittags werden entlang der Route Schausteller-, Akrobaten-, Feuerschlucker-, Theatermacher- und MusikerInnen für Karnevalsstimmung sorgen. Dennoch soll der Karneval nicht einfach ein buntes Treiben sein, sondern eine konkrete Botschaft übermitteln.

Durch die gemeinsame Arbeit an Masken, Dekorationen und überdimensionalen Figuren soll lebendige Integration bereits im Vorfeld stattfinden, der Karneval ist keine politische Demonstration für oder gegen etwas, sondern er trägt die politische Signalwirkung schon in sich: *„Vielfalt ist bereichernd!"*. Dies soll von den Teilnehmern unter dem Motto *„Wir alle sind Wien"* auf verschiedene Arten ausgedrückt werden.

Im Karnevalszug können all jene mitmachen, die sich ein witziges Kostüm oder eine spektakuläre Dekoration für die mitmachenden Leute/ LKWs/Leiterwagen ausgedacht haben. Wer zwar Ideen, aber keine Leute hat, die mitmachen; oder wer umgekehrt gemeinsam mit Freunden etwas tun würde, aber noch nicht weiß, wie – dem kann geholfen werden:

Im Vorfeld des Karnevals werden Workshops angeboten, in denen gemeinsam an Masken gearbeitet wird. Darüber hinaus wird wahrscheinlich eine Halle zur Verfügung stehen, in der man in den nächsten Monaten an eigenen „Riesenskulpturen" arbeiten oder eine gemeinsame Choreographie einüben kann. Auch im Rahmenprogramm ist für jeden etwas dabei: Es kann entlang der Route und beim Abschlußfest musiziert, getanzt oder geschauspielert werden.

Die Organisation des Karnevals liegt beim *Verein Integrationsforum*. Dort hat man sich viel vorgenommen: Pensionisten, Schüler, Studenten, Tanzschulen, Kulturgruppen und Einzelpersonen sollen das Fest innerhalb des thematischen Rahmens „Wir alle sind Wien" gemeinsam gestalten. Der Verein sucht Begeisterte, denen es Freude macht, zur Verwirklichung des Projektes beitragen zu können. Wer immer Lust, Zeit und/oder Ideen hat, ist eingeladen, sich unter der nachfolgenden Adresse zur Mitarbeit zu melden:

Integrationsforum
Bacherplatz 10/6
1050 Wien
Tel.: 0222/ 548 48 00-16 (Frau Ruch), Fax-DW: 9
Integrationsforum

Haltestelle M

3 Lesungen an Orten für Minderheiten; eine Einladung zum Anhalten in der Hektik der Vorweihnachtszeit – so sah sich die Veranstaltungstrilogie der Initiative Minderheiten, die im November und Dezember in Innsbruck ablief.

Den Auftakt machte der albanische, in München lebende Autor **Ardian Klosi**, der am 23. November im Restaurant des Einkaufszentrums Greif auftrat, dem Treffpunkt der Albaner in und um Innsbruck. In freier Rede und exzellentem Deutsch gab er einen Überblick über die sprachliche Entwicklung in Albanien. Am 4. Dezember folgte in den Räumlichkeiten der *Gesellschaft für psychische Hygiene* die Jenische **Mariella Mehr** (siehe Porträt der Autorin auf S. 20). Den Schlußpunkt setzte der Tiroler Autor **Egon A. Prantl** bei den Obdachlosen der *Betreuungsstelle Teestube* am 16. Dezember. Daß ihm die Welt von Alkohol, Drogen und Auswegslosigkeit nicht fremd ist, bewiesen seine tagebuchartigen Texte. Daß die Texte ankamen, beweist der Plan der *Teestube*, aus der Lesung eine Serie zu machen.

Mitveranstalter waren die jeweiligen Gastgeber – *Albanischer Kultur- und Sportverein, Gesellschaft für psychische Hygiene, Betreuungsstelle Teestube* – sowie die *Grüne Bildungswerkstatt Tirol.*

Michael Oertl

Gegen Rassismus und Xenophobie

Die Medien schreiben von Überfremdung, und ein Ideologe spricht von „Umvolkung"; ein Landeshauptmannstellvertreter versucht rechtswidrig, Menschen mit Arbeitsbewilligung von ihren Arbeitsstellen fernzuhalten, und ein hysterischer Parteiführer spaltet das Land. Der Haß und die Häme greifen Platz, die Angst steigt – Österreich im Jahr 1997.

Es war ein schönes Land, dieses Österreich, als es heiratete, statt Krieg zu führen; als es mit offenen Armen jene Menschen aufnahm, die andere Staaten vertrieben; als es gastfreundlich, vernünftig und vor allem human agierte und reagierte. Dieses offene Land wollen wir! Freundlich wollen wir sein und gerecht.

Daher wollen wir uns schützend vor jene stellen, die rechtlos gemacht werden, ausgegrenzt und angefeindet. Fünf Tage lang wollen wir die Zeugenaussagen jener Menschen hören, die zu uns geflüchtet sind, in der Annahme, hier Aufnahme zu finden und einen sicheren Hafen. Fünf Tage lang wollen wir die Verletzung des Menschenrechts anklagen und nach reiflicher Erwägung Urteile sprechen und Forderungen unterstützen. Fünf Tage lang kämpfen wir gegen die Fratze des Hasses, für die Freiheit, Gleichheit und Solidarität. Daher: Zweites Internationales Menschenrechts-Tribunal. *Vorsitz:* **Freda Meisner-Blau** und **Gerhard Oberschlick**. *Leitung der Anklage:* **Nasser Alizadeh, Irene Brickner, Hakan Gürses, Araba Evelyn Johnston-Arthur, Christian Michelides, Maria Vassilakou**. *Koordination des Senats:* **Claudia Glück, Andrea Hanna**. *Öffentlichkeitsarbeit:* **Irene Brickner** und **Robert Schlesinger**. Getragen von der *Initiative Minderheiten.*
Im Rahmen des Europäischen Jahres gegen Rassismus.

Im Theater des Augenblicks, Edelhofgasse 10, 1080 Wien
2. bis 6. Juni 1997

Christian Michelides

Termine & News

Förderung für drei Zeitschriften gestrichen

Der Ministerrat hat bei seiner Sitzung am 10. 12. 1996 über die Zuerkennung der Publizistikförderung entschieden, daß die Zeitschriften *akin*, *Die Alternative* und *ZOOM* entgegen der Empfehlung des Publizistikförderungsbeirates nicht mehr gefördert werden. Eine Begründung für diese Entscheidung wurde von der Bundesregierung nicht bekanntgegeben. Als Notmaßnahme für die aktuell betroffenen Zeitschriften wird die VAZ-*Vereinigung alternativer Zeitungen und Zeitschriften* Maßnahmen zur Geldaufbringung treffen. Durch Spendenaufrufe in möglichst vielen alternativen Medien soll ein Beitrag aufgebracht werden, der den betroffenen Zeitschriften das Überleben sichert.

Info & Unterstützungen: VAZ, *Schottengasse 3A/1/4/59, 1010 Wien, Tel.: 0222/ 535 11 06, Fax: 0222/ 532 74 16, e-mail: VAZ@blackbox.at*

Know-how zu Projektorganisation und -durchführung

Ein Service-Angebot der Initiative Minderheiten

Eintägiges Seminar (wahrscheinlich samstags) für jeweils 10-15 Personen aus Minderheitenbereich, in dem Hintergrundinformationen und praktische Ratschläge zur Realisierung von Kulturveranstaltungen, Seminaren oder sonstigen Projekten vermittelt werden.
Themen: Projektplanung, Finanzierung (Subventionen und Sponsoring), Durchführung, Öffentlichkeitsarbeit, Abrechnung und Nachbereitung
Veranstalter: *Initiative Minderheiten* im Auftrag des *Wiener Integrationsfonds*
ReferentInnen: **Annemarie Türk** (Kulturkontakt), **Dr. Ursula Hemetek** (Initiative Minderheiten), **Mag. Vinko Pasalic** (Wiener Integrationsfonds)
Ort: *Kroatisches Zentrum, Schwindgasse 14, 1040 Wien*
Termin: je nach Anmeldungen, in Absprache mit den TeilnehmerInnen und ReferentInnen
Das Seminar ist kostenlos zugänglich.
Interessierte, bitte meldet Euch im Wiener Büro der *Initiative Minderheiten* unter Tel.: 0222/ 586 12 49-12

EUROPA 2000 – Partnerschaft für die Jugend

Europäisches Netzwerk für Bildungs- und Qualifikationsprogramme für jugendliche MigrantInnen und ethnische Minderheiten

PARTNERSHIP FOR YOUTHS
EUROPE 2000
PARTNERSCHAFT FÜR DIE JUGEND

Das von der EU im Rahmen des Förderprogramms *SOKRATES/Comenius Aktion 2*, dem *Wiener Integrationsfonds* und dem *Büro für Europäische Bildungskooperation* unterstützte, vom *Fachbereich Jugendbildung* der *VHS Wien-Ottakring* koordinierte Projekt ist bestrebt, bereits bestehende Bildungs- und Qualifikationsprogramme für jugendliche MigrantInnen und Angehörige ethnischer Minderheiten zu vernetzen. Know-how-Austausch; Vergleich der Situation von Jugendlichen und Angehörigen ethnischer Minderheiten; Entwicklung von gemeinsamen Bildungskonzepten; Entwicklung gemeinsamer Strategien gegen Jugendarbeitslosigkeit und den sozialen Abstieg benachteiligter Jugendlicher; Qualifikation der Trainer sind Ziele des Netzwerks. Das Projekt *EUROPA 2000*, an dem derzeit Partnerorganisationen aus Dänemark, Deutschland, Spanien, Schweden und Österreich teilnehmen, ist gleichzeitig eine Servicestelle für Projekte im inter- und multikulturellen Bereich: Von der Erstinformation bis zur Antragstellung und Berichts- und Abrechnungslegung werden Projekte beraten und betreut.
In den nächsten Wochen wird eine Datenbank mit Informationen über die Bildungssituation sowie Partnern für transnationale Projekte eingerichtet; geplant sind auch ein Newsletter für Multiplikatoren und eine Homepage.

Info: Hikmet Kayahan, VHS Ottakring/Fachbereich Jugendbildung, Ludo-Hartmann-Platz 7, 1160 Wien, Tel.: 0222/ 492 08 83-51, Fax: 0222/ 492 08 83-58, e-mail: hikmet.kayahan@vhs-ottakring.ac.at

Spaß an Menschenrechten

Menschenrechtsworkshop für Kinder von 8 bis 12 Jahren

Der von der *VHS Wien-Hernals* und *amnesty international* konzipierte und am 12. April 1997 stattfindende Workshop will Kindern durch Malen, Spielen, Basteln usw. die Welt der Menschenrechte entdecken helfen. Dabei soll vermittelt werden, wie gut es ist, von anderen respektiert, wenn nötig auch beschützt zu werden, und wieviel erreicht werden kann, wenn man/frau gemeinsam für Menschenrechte eintritt.

Info & Anmeldung: VHS Hernals, Rötzerg. 15, 1170 Wien, Tel.: 0222/ 408 81 11, Fax: 0222/ 408 81 11-13, e-mail: hernals@vhs-ottakring.ac.at

Formen des Rassismus

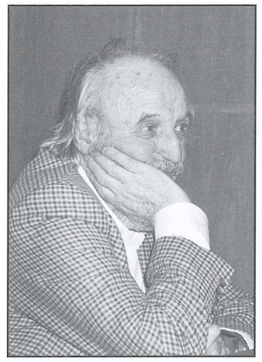
Der IWK-Arbeitskreis „Theorie und Praxis der Interkulturalität", der von **Univ.-Doz. Dr. Franz M. Wimmer** koordiniert wird, befaßt sich im Sommersemester 1997 mit gegenwärtigen Erscheinungsformen des Rassismus. Folgende Vorträge können noch besucht werden:
8. 4. Dr. Hakan Gürses: „Vom Nationalismus der Elite zum Rassismus der Mitte. Eine Beobachtung"
27. 5. Univ.-Doz. Dr. Gero Fischer: „Ethnopluralismus und Rassismusdiskurs"
10. 6. Dr. Nadine Hauer: „Aktivitäten gegen Rassismus und Fremdenfeindlichkeit in Österreich. Eine politisch-psychologische Analyse"
17. 6. Mag. Maria Vassilakou: „Vom Kultur-Rassismus zur multikulturellen Gesellschaft. Versuch eines kommunalen Integrationskonzepts"
24. 6. Dr. Rasheed Akinyemi: „Modernisierungstheorie und politische Entwicklung im subsaharischen Afrika"
Alle Vorträge finden im IWK-Institut für Wissenschaft und Kunst, Berggasse 17, 1090 Wien, um 18.30 Uhr statt. Tel.: 0222/ 317 43 42

Theorien der Ethnizität

Am Institut für Völkerkunde der Universität Wien findet im Sommersemester eine Vorlesungsreihe zum Thema „Ethnizität" statt. Veranstalter dieser Ringvorlesung, die im *Übungsraum des Instituts für Völkerkunde (NIG, Universitätsstr. 7, 4. Stock, 1010 Wien)* abgehalten wird, sind **Univ.-Doz. Dr. Andre Gingrich** und **Univ.-Doz. Dr. Albert F. Reiterer**. Programm:
9. 4. Einleitung und anschließend: Univ.-Doz. Dr. Albert F. Reiterer: „Lebenswelt Ethnizität. Ein phänomenologischer Zugang"
13.00 - 14.30 Uhr Vortrag, anschl. Diskussion bis 17.00 Uhr
17. 4. Univ.-Doz. Dr. Andre Gingrich: „Ethnizität und Nationalismus: ein ethnologischer Blick auf die österreichischen Verhältnisse" (im Hörsaal des Instituts für Völkerkunde)
15.00 - 16.30 Uhr Vortrag, anschl. Diskussion bis 19.00 Uhr
23. 4. Mag. Bernhard Fuchs: „Ethnische Nischen-Ökonomie"
13.00 - 14.00 Uhr Vortrag, anschl. Diskussion bis 15.00 Uhr
Mag. Barbara Herzog-Punzenberger: „Kosmopolitismus und der Umgang mit der Gruppenidentität"
15.00 - 16.00 Uhr Vortrag, anschl. Diskussion bis 17.00 Uhr
14. 5. Dr. Raimund Johler: „Der sanfte Nationalismus. Zu gegenwärtigen Strategien des nation reproducing"
13.00 - 14.30 Uhr Vortrag, anschl. Diskussion bis 17.00 Uhr
28. 5. Dr. Sabine Strasser und Dr. Hakan Gürses: „Kultur-Schock: Zur Bedeutung kultureller Differenzen in der Ethnizitätsdebatte"
13.00 - 14.30 Uhr Vortrag, anschl. Diskussion bis 17.00 Uhr
11. 6. Univ.-Doz. Dr. Rainer Bauböck: „Kulturelle Gruppenrechte"
13.00 - 14.30 Uhr Vortrag, anschl. Diskussion bis 17.00 Uhr.

red

„Janko Messner – 75 und kein bißchen leise ..."



So titelte die Kärntner *Kleine Zeitung*, eine Variante eines häufig gehörten Spruches bei Jubilaren würdigen Alters; darunter war noch zu lesen: „*Gemeindeschreck und designierter Ehrenbürger, politischer Poet und menschlicher Moralist*", was man bei vergleichbaren Jubiläen aber eher selten liest; es ließe sich noch fortsetzen: Unperson in Kärnten. Alle diese Bezeichnungen – jetzt ist sogar noch ein Ehrendoktortitel im Gespräch und auch einige internationale (nationale bislang nicht!) Auszeichnungen säumen seinen Weg – hat sich **Janko Messner** mit Anstrengung, ja sogar mit Entbehrungen verdient, denn nett angepaßt zu sein, ist allemal leichter, aber da wäre Janko nicht Janko, und viele Kräfte und Begabungen wären ungenützt geblieben und Werke ungeschrieben, um die man ihn beneiden muß.

Lob kann heute sich fast
jeder kaufen
Ehrenpreise emsig sich erlaufen.
Neid muß er sich erarbeiten
Heute wie zu allen Zeiten.

Pohvalo vsako di magari
kupi ali prislepari.
Zavist pridelati si mora,
To pa ne gre brez napora.

(Aus: *Brücken. Ein interkulturelles Lesebuch.* ÖBV 1995, eine der vielen Zusammenarbeiten mit dem Autor.)

Ich kenne den Dichter, Schriftsteller, Polemiker ..., um noch ein paar Titel anzufügen, seit vielen Jahren von Angesicht zu Angesicht, die Bekanntschaft vermittelten **Eppo Steinacker**, auch einer, der mit Schrift und Tat für eine gerechtere Welt zu kämpfen versuchte, und **Michael Oertl**, mit ebensolchem Ziel unermüdlich tätig. In der weiteren Beschäftigung mit dem Werk Janko Messners – der ersten Zusammenarbeit folgten weitere – entdeckte ich, nachdem der Reiz der Exotik eines Urösterreichers mit slowenischer Muttersprache abgeklungen war, einen hervorragenden Autor, einen Heimatdichter im besten und reinsten Sinn des Wortes, einen begnadeten Satiriker und Geschichtenerzähler, dessen Erfindungen und Beobachtungen sich mit denen eines **Johann Peter Hebel** vergleichen können. Janko Messner ist ein Dichter von großer Kraft und zarter Empfindung, ein Polyhistor, ein mutiger, warmherziger Mensch, ein verantwortungsbewußter Zeitgenosse, der sich für Menschenrechte und im besonderen für die Kärntner Slowenen, leidenschaftlich, zornig und streitbar mit allen seinen Begabungen und Mitteln gegen Faschismus einsetzt – und das alles zwei-, dreisprachig und eindeutig, meist durch Wort und Schrift, durch zündende Parodien, im Bedarfsfall auch aktionistisch. Seine Mehrsprachigkeit befähigt ihn zu bemerkenswerten Übersetzungen und Nachdichtungen. Sein Name genießt (auch) über die Grenzen Österreichs hinaus hohes Ansehen; hier im Lande hat er es noch schwer, macht er es sich nicht leicht.

Hier in meiner Kärntner
Heimat
werd' ich wohl erst akzeptabel
wenn ich einst in einem
Grabl
endlich halte meinen
Schnabel.

Wenn man bei seiner Geburtstagsfeier, von den Brüdern **Strutz** an der Uni Klagenfurt ausgerichtet, erlebte, wie agil und präsent Janko war, dann weiß man, daß sich dieser Vierzeiler noch lange nicht erfüllen wird. Das wünschen wir ihm und uns, denn wir brauchen die Autoren, die den Machern (nicht nur auf und um den Ulrichsberg) auf die Finger schauen und im Fall auch schlagen. Anläßlich seiner Laudatio war viel Prominenz angereist, um für und über den Autor nun einmal das Wort zu ergreifen; Leute aus Politik, Wissenschaft und Kunst ließen Janko Messner in unterschiedlichsten Beiträgen – öfters auch zweisprachig – hoch leben. Das wollen wir von der STIMME auch: Ad multos annos!

Gerald Kurdoğlu Nitsche

Foto: G.K. Nitsche

Urbane Musikstile in Europa

Im Rahmen des Lehrangebots des Instituts für Volksmusikforschung an der Hochschule für Musik und darstellende Kunst in Wien findet im Sommersemester wieder eine hochkarätig und international besetzte Gastvortragsreihe statt, die auch öffentlich zugänglich ist.

Das Generalthema ist diesmal der „urbane Lebensraum" als genetische Wurzel und als Lebens- und Entfaltungsraum verschiedener europäischer Musikstile. So unterschiedlich diese im einzelnen auch sein mögen, so interessant ist es jedoch, die Gemeinsamkeiten zu beobachten. Was verbindet den *Rembetiko* und das *Wienerlied* mit dem *Fado* und den *Sevdalinke*? Es ist der Lebensraum Stadt und seine sozio-ökonomischen Bedingungen, die die Ähnlichkeiten in Entstehungsgeschichte und Funktion wie auch in gewissen thematischen Inhalten bedingen. Alle diese Stile sind geprägt von der Lebenssituation ihrer Schöpfer, von den Lebensbedingungen der Großstadt, von Einflüssen verschiedenster Kulturen und Musikstile, die sich im Schmelztiegel der Großstadt zusammenfanden. Selten kann man dabei von „reiner" Volksmusik sprechen, meist spielen Kunst- oder Popularmusikstile eine wesentliche Rolle.

Neben bekannteren Beispielen wie dem Wienerlied, der Klezmermusik oder dem Rembetiko werden außergewöhnliche Stile präsentiert, wie etwa der portugiesische Fado (wird erstmalig in Wien in Form eines fundierten Vortrags behandelt), der Genueser Trallalero oder die bosnischen Sevdalinke.

Die Referenten sind international bekannte Ethnomusikologen, alle Vorträge werden entweder duch Live-Musik-Darbietungen der Referenten selbst oder durch Beispiele von Tonträgern begleitet. An jeden Vortrag schließt sich eine Diskussion.

Konzept und Leitung: o.Prof. Dr. Gerlinde Haid & Dr. Ursula Hemetek
Datum und Ort: 10. März - 16. Juni 1997, jeweils Montag 16.00 Uhr (außer an vorlesungsfreien Montagen) im Seminarraum des *Instituts für Volksmusikforschung, Ungargasse 14 / 1. Stock, 1030 Wien, Tel.: 0222/ 712 72 12 - 272.*

uh

Oberwart

Eine (Re)Aktion im Wiener Interkulttheater

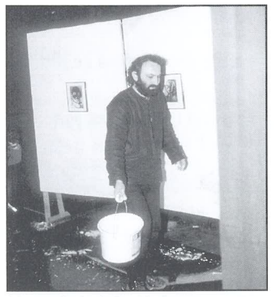
Seit Beginn 1997 tritt uns das Wiener Interkulttheater in neuem „öffentlichen Kleid" entgegen. Das schon in den vergangenen Jahren sehr vielfältig gestaltete Programm ist nun durch ein professionell gestaltetes neues Monatsprogrammheft ergänzt worden.[1]

Im Februar konnte man diesem Programmheft entnehmen, daß zum 2. Jahrestag des Attentats von Oberwart (am 4. Februar 1995 wurden vier Roma durch eine Rohrbombe ermordet) eine Aktion angekündigt war. Dies blieb auch die einzige Veranstaltung zum Jahrestag dieses erschreckendsten politischen Attentats der 2. Republik.

Eigentlich hätte das *Interkulttheater* aus den Nähten platzen müssen, wenn man bedenkt, wie groß das Gedränge der Politiker beim Begräbnis von Oberwart vor zwei Jahren war. De facto war leider nur der innere Kreis der Anti-Rassismusszene unter sich, inklusive **Wiener Integrationsfonds** und Abg. z. NR **Mag.Terezija Stoisits**. Die Absenz der politischen Elite war sehr deutlich wahrnehmbar, allerdings mit einer wichtigen und sehr erfreulichen Ausnahme: die Wiener ÖVP war durch die beiden höchstrangigen Politiker vertreten: Vizebürgermeister **Dr. Bernhard Görg** und Kulturstadtrat **Dr. Peter Marboe**.

Was sich nun an diesem Abend auf der Bühne abspielte, war eine stimmige, ergreifende künstlerische Darbietung auf höchstem Niveau. Mir scheint es eine der Sternstunden des Interkulttheaters gewesen zu sein. Das Programm begann mit einer Rede des Theaterdirektors **Aret Güzel Aleksanyan**, der – selbst Minderheitenangehöriger – wesentliche politische Themenkreise im Zusammenhang mit diesem Attentat ansprach: die minderheitenfeindlichen politischen Parolen, die Rassismus und Diskriminierung schüren und somit den Weg zur Schaffung von Sündenböcken bereiten; den *legalen* (Ausländergesetzgebung) und den *illegalen* Terror (Bombenanschläge) gegen Minderheiten in diesem Land; wie auch die Grundeinstellung gegenüber Minderheiten: *„Diese Veranstaltung soll auch ein Aufruf an die Politiker und Medien sein, in Zukunft nicht an Toleranz, sondern an Akzeptanz zu appellieren. Denn es soll nicht von der Gnade einer Mehrheitsgesellschaft abhängen, ob eine Minderheitsgesellschaft toleriert wird oder nicht."*

Es folgte eine Übermalungsaktion von **Hüseyin Işık**, bei der vier großformatig und in Farbe gemalte Portraits auf weißer Leinwand mit weißer Farbe übermalt wurden – die Existenz wurde ausgelöscht, lediglich Fotos von den Portraits blieben zurück. Mit sparsamer Violinbegleitung wirkte diese Aktion als ein mögliches künstlerisch adäquates Ausdrucksmittel für das Unaussprechliche, für die Verzweiflung und Erschütterung, die das Ereignis vor zwei Jahren auslöste. Daran schloß sich eine Lesung von **Inge Maux** und **Helmut Lohner**, behutsam inszeniert und sowohl durch die Texte selbst – von **Erich Fried** und **Bert Brecht** – als auch durch die großartige Gestaltung der beiden Schauspieler äußerst eindrucksvoll. Zum Abschluß des ersten Teils hielt **Doron Rabinovici**, Autor und langjähriger Aktivist im Antirassismusbereich, eine von seinen bekannt sprachgewaltigen politischen Reden.



Hüseyin Işık in Aktion

Ceija Stojka, Romni aus der Gruppe der Lovara, Vizepräsidentin des *Romano Centro*, KZ-Überlebende, Buchautorin und Malerin, aber auch Sängerin, leitete den zweiten Teil des Programms mit einem Lied aus der Romatradition ein: „Amenca ketane sam zurale – Gemeinsam, zusammen sind wir stark". Nach einigen Texten von **Gerhard Altmann** ließ die **Samer-Band** den Abend mit fröhlichen Melodien ausklingen, was von einem Teil des Publikums als etwas unpassend empfunden, von anderen jedoch goutiert wurde.

Im gesamten gesehen war die Veranstaltung ein würdiges Gedenken von hohem künstlerischen Niveau und hat politisch vor allem jene Funktion gehabt, die Aret Güzel Aleksanyan in seiner Rede formuliert hat: *„Ich sehe die immense Notwendigkeit, nicht zu schweigen, nicht alles hinzunehmen; aufzuzeigen, zu warnen, zu schreien, damit nicht wieder Roma sterben müssen, Asylantenheime in Brand gesteckt, Grabmäler geschändet, Familien auseinandergerissen werden können."*

Ursula Hemetek

Foto: Mehmet Emir

„Dilo kehr – Irrenhaus" im Interkulttheater

Materialismus, Glaube, Liebe und die Sehnsucht nach Freiheit als „Antriebskräfte der Seele", die im Widerstreit miteinander innere Konflikte erzeugen und die Flucht in eine Phantasiewelt zur Folge haben. Die Erfahrung einer Romafamilie mit dieser Problematik bildet das Gerüst eines Theaterstücks, das **Obrad Jovanovic** geschrieben und inszeniert hat: „Dilo kher", *Irrenhaus*, heißt die aus einer Improvisation entstandene Arbeit des Romaautors. Es führt uns in die unbeschreibbare Glaubenswelt der Roma, deren Gefühle – so der Autor – *„zwischen der Magie und jenem Glauben der Hochreligionen, etwa dem Christentum oder dem Islam"* pendeln. Auch die Gefühlskälte unter den Menschen will diese einstündige Tragikomödie in (überwiegend) Romanes darstellen, die von der Theatergruppe *Amalipe* des Vereins *Romadrom* im Wiener *Interkulttheater* aufgeführt wird.

Premiere: 15. Mai 1997, 20.00 Uhr
Vorstellungen: 16. - 18. Mai, jeweils 20.00 Uhr

Weitere ausgewählte Termine im Interkulttheater:

8. April, 10.00 Uhr: **Spurensuche Rassismus** – Neun Kurzfilme zum Thema Rassismus, die im Rahmen eines Medienprojektes vom Jugendamt der Stadt Wuppertal/Deutschland ausschließlich mit Beiträgen von Jugendlichen zusammengestellt wurden.

12. und 13. April, 20.00 Uhr: **Klesmermusik aus Bessarabien** – Die international renommierte Gruppe *Theater jüdisches Lied* aus Moldawien präsentiert ihr bekanntestes Programm „Chasena" in jiddischer und hebräischer Sprache.

15. April, 20.00 Uhr: **Glen Velez, der Meister der Rahmentrommeln** – Der in New York lebende Künstler Glen Velez ist bereits eine Legende. Er beherrscht Rahmentrommeln aus unterschiedlichsten Kulturkreisen und hat traditionelle Spieltechniken weiterentwickelt.

27. April, 20.00 Uhr: **Alegre Corrêa Solo** – Der brasilianische Musiker Alegre Corrêa und sein Sextett sind längst kein Geheimtip mehr. Bei diesem Solo-Auftritt wird Corrêa von seiner neunjährigen Tochter Gabriela begleitet, die einige Lieder singen wird.

Interkulttheater
Fillgradergasse 16, 1060 Wien
Kartenreservierungen: 0222/ 587 05 30

[1] Das monatliche Programmheft des Interkulttheaters kann unter der Telephonnummer 0222/ 587 05 30 angefordert werden.

Stärker als Superman

Wieder einmal macht sich das *Theater der Jugend* um die kindgerechte Aufbereitung eines wichtigen gesellschaftspolitischen Themas unserer Zeit verdient: In „Stärker als Superman" von **Roy Kift** dreht sich alles um den Alltag und die Integration behinderter Menschen.

Im Mittelpunkt der turbulenten Handlung steht *Michael:* fröhlich, verspielt, neugierig und unternehmungslustig, wie viele andere Buben in seinem Alter auch. Doch Michael ist seit seiner Geburt gelähmt und sitzt im Rollstuhl. Und er will von seinen Mitmenschen weder für dumm gehalten noch bemitleidet werden. Gemeinsam mit Mutter und Schwester hat er gerade eine neue, behindertengerechte Wohnung bezogen und beginnt langsam, aber sicher, sich hier heimisch zu fühlen. In der weiteren Umgebung und bei den anderen Menschen muß jedoch noch viel geschehen, damit Behinderte sich wohl fühlen können. Aber Michael ist stärker als sein Idol Superman und findet neue Freunde ...

Man spürt, daß für diese Produktion auch fachkundige Beratung in Anspruch genommen wurde: Mitarbeiter von *Integration: Österreich* und dem *Behindertenberatungszentrum BIZEPS* standen dem Regisseur **Klaus Rott** und seinem Team mit Rat und Tat zur Seite.

Für die musikalische Umsetzung des Themas sorgten zwei Legenden der Austro-Musikszene, die seit Jahrzehnten ihr eigenes Leben im Rollstuhl meistern: **Sigi Maron**, der selbst im Alter von zwölf Jahren an Kinderlähmung erkrankte, zeichnet als Komponist und Texter. **Pepo Meia**, der durch einen Selbstmordversuch vor 18 Jahren beide Beine verlor, hat die Lieder arrangiert und interpretiert sie darüber hinaus

mit viel Elan und Spaß am Mitmachen auf der Bühne. Und da die Nummern dem jugendlichen Geschmack von Techno bis Rock gerecht werden, gibt es sie jetzt auch auf Musikkonserve: Die CD „Rollwut" kann um öS 80,- bei Aufführungen erworben oder unter der Wiener Telephonnummer 52 110-230 beim Theater der Jugend bestellt werden.

„Stärker als Superman" ist zu sehen bis 29. April 1997 im Studio Molière, Liechtensteinstraße 37, 1090 Wien; und vom 12. Mai bis 7.Juni 1997 im LaWie, Landstraßer Hauptstraße 96, 1030 Wien. Nähere Information und Kartenreservierungen unter Tel.: 0222/ 521 10-230

Gabriele Müller-Klomfar

„Mein Herz ist nicht still"

Der amerikanische gehörlose Regisseur und Schauspieler Howie Seago *präsentiert Co-Inszenierung im Theater des Augenblicks.*

Ein junger Gehörloser und seine Lehrerin am Schauplatz. Die Lehrerin wird tot aufgefunden. Der Junge wird verdächtigt. *„Schauplatz"*, ein Stück von **Rico Peterson** für gehörlose und hörende SchauspielerInnen, thematisiert anhand des Mordes das Bildungssystem für Gehörlose. Inszeniert hat das Stück der bekannte amerikanische gehörlose Schauspieler und Regisseur **Howie Seago** gemeinsam mit **Herbert Gantschacher** für ARBOS, das einzige professionell arbeitende Gehörlosentheater Österreichs. In Europa ist Seago spätestens seit seinen Arbeiten mit **Peter Sellars** und **Robert Wilson** sowie durch zahlreiche Filmrollen bekannt geworden. Seine folgenden Sätze, die er in einem Essay niederschrieb, gelten auch für seine Arbeit am „Schauplatz" als programmatisch: *„Für mich gibt es keine ‚Stille' in mir, nur in meinen Ohren ... Meine Augen, mein Verstand und mein Herz sind sicher nicht still."*

ARBOS: Schauplatz
Premiere: 7. Mai, 20.00 Uhr
Vorstellungen: 8.-11. Mai, jeweils 20.00 Uhr
im Theater des Augenblicks, Edelhofgasse 10, 1180 Wien
Kartenreservierung: 0222/ 47 96 887

mh

„Young Women in Action"

Im Rahmen der „4. Wiener Video- & Filmtage" (17.-19. Juni 1997) haben auch heuer wieder junge Talente die Möglichkeit, sich und ihre Fertigkeiten in diesem Genre zu erproben und das Ergebnis vor einem breiteren Publikum über die Kinoleinwand flimmern zu lassen.

Brandneu ist dabei die Aktion „Young Women in Action": Junge Mädchen und Frauen sind aufgerufen, zur Kamera zu greifen und ihre Themen, Interessen und Standpunkte im Rahmen des Festivals zu präsentieren. Professionelle FilmemacherInnen und Jugendliche mit Filmerfahrung werden die Beiträge mit den ProduzentInnen diskutieren und einige Anerkennungspreise vergeben. Ob Spiel-, Dokumentar-, Experimental- oder Trickfilm, Videoclips oder Werbungen: alle Produktionen, die seit 1995 entstanden sind, können eingereicht werden. Einzige Voraussetzung: Das Durchschnittsalter der Filmgruppe darf 20 Jahre nicht überschreiten. Anmeldeschluß ist der 15. Mai 1997.

Kontakt und Infos:
Medienzentrum der Stadt Wien
Zieglergasse 49 (Hintertrakt), 1070 Wien
Tel. 0222/ 523 02 09-22

gmk

Fotos: Der bunte Elephant - Baroviczény; Judith Kupferschmidt; Herbert Huber

Wer den Begriff setzt, sitzt an der Münze

Diedrich Diederichsen: *Politische Korrekturen.*
Köln: Kiepenheuer & Witsch 1996, 192 S., öS 139,-

Die Verteidigung des in Diskussion geratenen Begriffs Political Correctness hat sich der Pop- und Gegenwartskulturkritiker Diedrich Diederichsen zum Ziele gesetzt. Er referiert die Entstehungsgeschichte dieses Wortes in den USA, das auch hierzulande zur „Keule im politischen Nahkampf" geworden ist, und sieht in seinen Gegnern eine Koalition von Techno-, Natur- und Wirtschaftswissenschaftlern mit religiösen Fundamentalisten und politisch Rechtsorientierten, die aus sexistischen und rassistischen Motiven das Rad der Zeit hinter 1968 zurückdrehen, kulturelle Experimentalzonen austrocknen, die Geisteswissenschaften (und hier vor allem die „französische" Philosophierichtung des Dekonstruktivismus) finanziell und einflußmäßig zurückdrängen und die Selbstorganisation von Minderheiten stören wollen. Im Zentrum der Political Correctness hingegen stünden das Verhältnis zwischen Ästhetik und Politik, die Grenze zwischen Wort und Tat, und das werde von den Gegnern als „Tugendterror" und „Denkverbot" verteufelt.

Nun gut, daran mag vieles stimmen. Wer den Begriff setzt, sitzt an der Münze. Die Macht hat sich schon immer schlau und findig der Wirtprägstöcke bedient, etwa wenn ein früherer Bundeskanzler im Streit um österreichische Waffenexporte von „Kettenfahrzeugen" anstelle von „Panzern" sprach, die Wirtschaft die Pensionisten als „Senioren" umwirbt und Justizpoeten Sprachperlen wie „Erregung öffentlichen Ärgernisses" oder „Ungehorsamsdelikt" der Welt schenkten. Das emotionale Unterfutter der Worte ist also durchaus zu untersuchen und zu beachten. Auch wenn Political Correctness oft nur einen Kampf um Symbole führe, so Diederichsen, sei die „Ruhe vor nervigem Alltagsrassismus (und -sexismus)" bereits ein Selbstwert. Durchaus.

Bei diesen Canon-Wars geht es also um die Lufthoheit über den Elitestammtisch, und manche Kritikpunkte an PC spart der Autor aus. Die PC-Verwendung von „Roma" etwa ist sicher kein Sieg, wenn das Wort auf einer Sprengfalle in Oberwart prangt. Und manche PC-Vertreter erinnern mich in ihrem wütenden Kampf um das Interpretationsmonopol an die Vielredner in linken Zirkeln der sechziger und siebziger Jahre, die ihre Sprachfeldzüge um das „richtige Verständnis" eines Marx-Zitates vor allem als Selbstinstallierungsversuch als oberster Lehrer, Priester und Wortnotar führten. Daß PC-Kreuzzüge eine Lieblingsidee der Sekretärsseelen sein könnten, die mit diesen Aktivitäten ihre Pöstchen rechtfertigen, daß man so schön und folgenlos bis Mitternacht in Zeiten grimmigen Sozialabbaus, einige Schritte vor dem Weltbürgerkrieg, darüber streiten kann, ob es nun pc sei, dem schwarzen „Afro-Amerikaner" nun auch den schwarzen „Afro-Afrikaner" gegenüberzustellen, daß man die Waffe des spöttischen Angriffs auf bestehende Machtpositionen und oft auch der solidarischen Kritik gegen ein Moralinsengericht verkauft, ein Süppchen, das aufstiegsentschlossene Bürokratenhände gekocht haben, daß PC-Wortzimmerer oft Wichtigmacher, selten aber Experten für Humor & Satire sind, darauf geht Diederichsen leider nicht ein.

Bekanntermaßen akzeptiert in Wien jeder Kellner, daß der Stammgast ein „Herr Doktor" ist. Warum auch nicht? Er hat seine Ruh' und bekommt mehr Trinkgeld. Symbolische Politik eben.

Erich Demmer
ist Liedermacher, Autor, Literaturkritiker und Herausgeber der Satireanthologie „Umgevolktes Österreich".

Panamakanal?

Werner Pirchner:
ein halbes doppelalbum
CD EU1, Vertrieb: Extraplatte

Mit einem *halben Doppelalbum* hat es begonnen, damals 1973, als dieses die großen Plattenbosse nicht einmal geschenkt haben wollten. Heute ist es, dank Bonus-Tracks, schon ein *„Drei-Viertel-Doppelalbum"* – und eine Kultscheibe, die, lange Jahre vergriffen, endlich wieder als CD zu haben ist. *„Gesamtspielzeit über 71 Minuten, bei dreimaligem Abspielen fast vier Stunden"* steht am Cover. Stimmt! Nach fast vier stündigem Hören ergibt sich noch immer eine neue, den Hörer wieder und wieder überraschende Geamtspielzeit.

Pirchner singt für *„Ehrenpräsid-, Refer- und Studenten, Tanzlehrer und ordinäre Pädagogen, kunstsinnige Frohnaturen, Direktoren, Erfinder und Postillionen sowie Leichen-, Würden- und Gepäckträger"* – und nie ist diese Schrulle nur Schabernack.

Elemente der Popmusik, des Jazz und des Dadaismus werden von ihm auf nicht nur musikalischer Ebene verwoben. Das Ergebnis ist eine verblüffende Kombination aus Witz, Exzentrik, Gesellschftskritik (dem ursprünglichen Erscheinungsjahr entsprechend), Anliegen, Betroffenheit und Spott.

Auch wenn die Fragen von damals heute nicht mehr dieselbe Relevanz zu besitzen scheinen – die Fragezeichen bleiben.

„Wo geht's da zum Panamakanal?" – das läßt Pirchner auch weiterhin unbeantwortet.

mf

extramusic 96/97

extrajazz *(EX-316 165-2)*, **extra from classical to contemporary** *(EX-316 167-2)*, **extraworld** *(EX-316 169-2)*;
CD Extraplatte

Wieder bietet die Extraplatte – wie schon im Vorjahr – einen Querschnitt durch die Vielfalt ihrer Produktionen auf drei CD-Samplern. **„Extrajazz"**, **„extraworld"** und **„extra from classical to contemporary"** ergeben in der Tat eine umfassende Zusammenschau des heimischen Musikschaffens. Daß sich die österreichische Musikszene nicht nur aus **Rainhard Fendrich**, **Papermoon** und den **Schürzenjägern** zusammensetzt, ist mittlerweile bekannt. Die überraschende Enthüllung, wie vielfältig das musikalische Treiben hierzulande aber wirklich ist, stellt die eigentliche Essenz dieser drei CDs dar. Über 50 Gruppen und InterpretInnen fassen sie zusammen, und jeder Titel zeichnet sich durch unverwechselbare Eigenständigkeit aus.

Die weitgehende Verödung unserer Musiklandschaft durch Monokulturen der o. a. Art wäre kaum aufzuhalten, würde sich nicht die Extraplatte wichtiger multikultureller Biotope mit unermüdlich engagiertem Einfühlungsvermögen annehmen.

M. Fürst *ist Musikkritiker und lebt z. Z. in Wien*

Gottes verlassene Kinder

oder die andere Chronik des 20. Jahrhunderts

Josef Thür: *Wohin? Nacherzählte wahre Begebenheiten über Umvolkung, Vertreibung und Mord*
Dietmanns: Index Verlag 1996
199 S., öS 165,-
(Zu bestellen unter Fax: 02847/ 25 67-4)

Sechs Schicksale, geprägt vom Nationalismus des 20. Jahrhunderts, beschreibt der Autor **Josef Thür** in seinem ersten Roman, indem er fiktive Figuren in wirklichkeitsnahen Erzählungen auftreten läßt.

Josef Thür ist in Atzgersdorf bei Wien geboren, emigrierte 1938 im Alter von 10 Jahren mit seinen Eltern nach Palästina, 1956 kehrte er nach Wien zurück. Seit 1981 war Thür als Gemeindearzt tätig und lebt nun als freier Autor.

Die Besonderheit seines literarischen Konzepts liegt in dem Versuch, tatsächliche, in verschiedenen Facetten oftmals zugetragene Lebensschicksale anhand seiner Figuren so zu beschreiben, daß die Gesetzmäßigkeiten und die daraus ableitbaren Schlußfolgerungen faßbar werden. Thür versteht es, die Geschehnisse in ihrem gesamtgesellschaftlichen Kontext zu analysieren, ohne den Erzählfluß wirklich zu unterbrechen. Die tragischen Ereignisse in den Geschichten finden ihren Ursprung in den Systemdogmen, die politischer und/oder religiöser Natur sind.

Die junge und zuversichtliche *Gretel*, die Heldin der ersten Erzählung, ist Sudetendeutsche. Ihr Heimatdorf wechselt zwischen Österreich, der Tschechoslowakei und Deutschland. Die Eltern werden gegen Ende des Zweiten Weltkrieges von Russen erschossen, ihr Mann ist im Krieg. *Karel*, ein Tscheche, der schon am Hof ihrer Großeltern diente, beschützt Gretel. Mit einem Leiterwagen und ihrem Kind auf dem Arm passiert sie nach Kriegsende die österreichische Grenze. Gretel ist eine von vielen Vertriebenen.

Reb Mendel, ein polnischer Jude, steht im Mittelpunkt der zweiten Geschichte. Er glaubt an den alten Kampf der Hölle und des Bösen gegen Gott und seine Gefolgschaft und betrachtet sogar die Pogrome an Juden als Prüfung des allmächtigen einzigen Gottes. Betend und überzeugt, daß Er es niemals zulassen würde, die Seele des Volkes Israel, den Hauch des Ewigen selbst, zu vernichten, läuft er mit seinem Enkel *Goldele* in den Tod.

Berl, sein Sohn, hat mit den Dogmen der jüdischen Schrift gebrochen. Reb Mendel wollte seitdem nichts mehr von ihm wissen. Berls Lebensgrundsatz lautet: „Für Zionismus, für Sozialismus und Völkerverständigung". Er flüchtet auf abenteuerliche Weise nach Palästina, um als Pionier das Land der Väter im Kibbuz aufbauen zu helfen. Als Traktoren das arabische Nachbardorf einebnen, stellt sich für Berl abermals die Frage: Wohin? Die Feststellung, daß ein Volk dem anderen nicht zugesteht, was es für sich selbst fordert, ist für Thür die Ursache jeder kriegerischen Auseinandersetzung.

Mit der Figur *Poldi* wird der Werdegang eines Oberscharführers der SS beschrieben. Die Frage: Wohin? stellt sich für ihn erst nach dem Krieg. Mit Hilfe kirchlicher Organisationen gelingt ihm die Flucht nach Syrien. Dort soll er seine Kenntnisse aus Treblinka nach dem Sieg der Araber über die Juden anwenden.

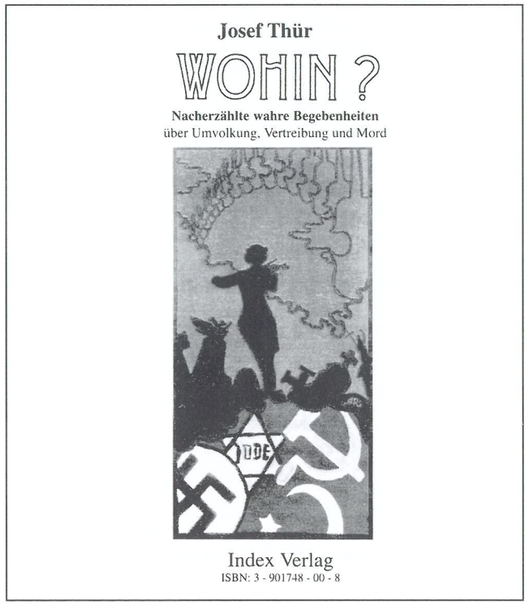
Die vorletzte Erzählung handelt von *Mrko Bolislav*, der seit 10 Jahren als Gastarbeiter in Deutschland lebt. (Bolislav verkörpert auch den Helden der letzten Geschichte, in der er als Steinzeitmensch seine „Stammesphilosophie" preisgibt.) Als in Jugoslawien der Krieg ausbricht, holt er seine Familie nach. Seine Tochter *Marina* heiratet *Izmet*, der mit seiner Familie im gleichen Haus wohnt und nicht wie sie katholischen, sondern islamischen Glaubens ist. Das Gastarbeiterhaus, in dem sie mit ihrem Kind leben, wird von einer Wehrsportgruppe niedergebrannt.

Die Anordnung der sechs Geschichten ist (bis auf die letzte) chronologisch, in sich weisen sie teilweise Zeitverschiebungen auf. Manche Schauplätze kehren in weiteren Erzählungen wieder. Grausamkeiten im Krieg finden sich einer „heilen Welt" gegenübergestellt, was bezeugen soll, wie sehr diese heile Welt neben Krieg, Zerstörung und Genozid ihren Fortbestand beizuhalten vermag. So hatte auch Treblinka viele Gesichter. Hinter dem KZ lag, so Thür, der fast verträumte, abendländisch provinzielle Ort: *„Hier wohnte in kleinen, putzigen, ländlich anmutenden Häuschen die Bedienungsmannschaft der Maschinerie, die SS. Die Fenster der Häuser waren mit bepflanzten Blumenkistchen dekoriert, hinter den Fenstern sah man bunte Vorhänge, die Wege waren schön gepflastert und an den Wegrändern waren von einem Wiener Gartenarchitekten, der längst nicht mehr am Leben war, Blumenbeete angelegt worden. Die Einfahrt in diese Lagerstraße, vorbei an der Kantine der Tankstelle und den Häusern wirkte harmlos und traut."*

Die Kritik am Kommunismus im ehemaligen Jugoslawien äußert Thür wie im folgenden Beispiel: *„Oliven gab es in Jugoslawien schon lange keine mehr zu kaufen! Lieber sollten die Oliven unter den Bäumen im Gras verfaulen, als das revolutionäre Prinzip der Gleichheit zu verletzen. Ja, die Staatsbürokraten, die Funktionäre von Partei und Regierung, die hatten Zugang zu den Sonderläden … Mrko blickte aus dem Zugfenster. Er begriff den Zusammenhang zwischen seiner Fahrt in die Fremde und den vorbeihuschenden Olivenbäumen nicht. Er war froh, daß ihm die Militärkommandatur keine besonderen Schwierigkeiten mit seinen Ausreisepapieren gemacht hatte. Denn er war wehrpflichtig!"*

In der Aufgabe der Eigenverantwortlichkeit des Einzelnen sieht Thür die Tragik aller Gesellschaftssysteme und Religionen. Nationalstaaten sind für den Autor die denkbar schlechteste Form des menschlichen Zusammenlebens.

Margit Rohringer



Afrika, weiblich

Ilse Hanak: *Frauen in Afrika: „... ohne uns geht gar nichts!" Frankfurt am Main/Wien: Brandes & Apsel/Südwind 1995 374 S., mit Abb.; öS 298,-*

Ilse Hanaks Arbeit beschäftigt sich mit der Situation von Frauen in Subsahara-Afrika vor und während der Kolonialzeit sowie mit ihrer heutigen Lage. Einleitend wird ein Überblick über wesentliche Faktoren im Leben afrikanischer Frauen gegeben, obwohl es – wie die Autorin auch selbst meint – „schwierig und riskant" ist, Gemeinsamkeiten für einen Kontinent herauszuarbeiten. (Aus europäischer Sicht wird Afrika meist als einheitlicher Kontinent betrachtet, die einzelnen Länder werden kaum individuell wahrgenommen.) Hanak gliedert den Hauptteil ihrer Untersuchung in drei Abschnitte, die die Regionen Ostafrika, Westafrika und südliches Afrika behandeln. Nach einer allgemeinen Einführung in die Sozialgeschichte der Frauen in diesen drei Regionen werden anhand von jeweils zwei Ländern (Tansania, Kenia; Ghana, Burkina Faso; Namibia, Republik Südafrika) genauere Einblicke in das Leben von Afrikanerinnen gegeben. Das abschließende Kapitel des Buches befaßt sich mit Süd-Nord-Beziehungen und Entwicklungszusammenarbeit.

Eine der zentralen Thesen Hanaks besagt, daß äußere Einflüsse, die auf traditionelle Jäger- und Sammlergesellschaften bzw. Bauern- und Hirtenvölker trafen, wie z. B. Islam und Christentum, Sklaverei und Kolonialherrschaft, sich auf Frauen verhängnisvoller als auf Männer auswirkten und auch der heutige Neo-Kolonialismus mehr negative Folgen für die weibliche Hälfte der Gesellschaft hat.

In vorkolonialer Zeit gab es neben verschiedenen patriarchalen Aspekten (z. B. Ausschluß der Frauen vom Erbrecht; Polygamie oder genauer: Polygynie, d. h. Heirat mehrerer Frauen durch einen Mann) auch Aspekte der Gleichberechtigung: Die damalige geschlechtsspezifische Arbeitsteilung kann durchaus als komplementär und nicht als hierarchisch gesehen werden. Weiters hatten Frauen wichtige rituelle Aufgaben inne oder die Möglichkeit, männliches Fehlverhalten gemeinsam zu sanktionieren. Islam und Christentum, die beide erst im Lauf des 19. Jh. Einfluß auf die breite Masse gewannen, verringerten die Macht der Frauen ebenso wie der Kolonialismus durch den Ausschluß von Frauen aus politischen Gremien. Die heutige sogenannte „Entwicklungshilfe" nimmt zu wenig Rücksicht auf weibliche Bedürfnisse. Und die Strukturanpassungsprogramme von Weltbank und Internationalem Währungsfonds seit Mitte der 80er Jahre betreffen durch Kürzungen der staatlichen Sozialleistungen besonders stark die Frauen.

Einige Daten zur heutigen Situation von Afrikanerinnen: Sie arbeiten bis zu 18 Stunden täglich. Ca. 80% der Frauen in den Ländern südlich der Sahara sind in der Landwirtschaft tätig, besitzen aber im Regelfall nicht selbst Land. Nur ungefähr 10% der Lohnarbeitsplätze entfallen auf Frauen. Mädchen werden nach wie vor seltener bzw. kürzer zur Schule geschickt als Buben. Die Müttersterblichkeit ist 30 bis 200 Mal höher als in Industrieländern. Die Zahl der HIV-infizierten Frauen wächst schneller als die der Männer. Noch immer muß etwa jede dritte Afrikanerin mit den schweren körperlichen und psychischen Folgen der Klitoris-Beschneidung kämpfen.

Ilse Hanak schreibt im besprochenen Buch vor allem über Länder, die sie selbst von zahlreichen Reisen kennt, und bietet den Leserinnen und Lesern einen Einblick in das Leben von Afrikanerinnen heute. Dabei stellt sie Frauen nicht nur als Opfer dar, sondern hebt auch deren Widerstand und Initiativen gegen Diskriminierung hervor – von den Aktivitäten der ANC-Frauen gegen das Apartheid-Regime bis zur Frauenforschung an der Universität von Dar es Salaam.

Gabriele Hebenstreit

Vielfalt, eine Herausforderung

Rainer Bauböck/Agnes Heller/Aristide Zolberg (eds.): *The Challenge of Diversity. Integration and Pluralism in Societies of Immigration (= vol. 21 of the Public Policy and Social Welfare Series, ed. by the European Centre for Social Welfare Policy and Research, Vienna). Aldershot: Avebury 1996 279 S., öS 350,-*

Die Immigration aus verschiedenen Regionen und Ländern hat nicht nur die sozialen Strukturen in den Industrieländern maßgeblich verändert, sondern auch deren kulturelle Identitätsstrukturen wesentlich beeinflußt. Klassische Einwanderungsländer wie USA, Australien oder Israel haben die Vorstellung von einem Schmelztiegel, in dem alle ethnischen Bindungen in einer homogenen Nationalidentität aufgehen sollen, allmählich aufgegeben. Kann aber etwa eine bloß einheitliche Bürgerschaft als Zement in einer ethnisch heterogenen Gesellschaft fungieren? Viele europäische Gesellschaften setzen politische Nation traditionsgemäß mit spezifischer ethnischer Kultur gleich. Inwieweit können solche Länder von den Immigranten kulturelle Anpassung erfordern, und sind ferner ihre Nationalkulturen imstande, sich den Immigranten und deren spezifischen Erfahrungen zu öffnen?

Das in der englischsprachigen Edition des *Europäischen Zentrums für Wohlfahrtspolitik und Sozialforschung in Wien* erschienene und vom renommierten österreichischen Politologen **Rainer Bauböck** mitherausgegebene Buch „The Challenge of Diversity" beinhaltet Ansätze, die sich aus unterschiedlichen Blickwinkeln mit diesen fundamentalen Fragen befassen. Im ersten Teil nähern sich vier AutorInnen der Multikulturalismus-Debatte aus der Perspektive der normativen politischen Theorie, der historischen und vergleichenden Analyse sowie der Soziologie. Im zweiten Teil untersuchen sechs ForscherInnen die Ausformungen kultureller Vielfalt in unterschiedlichen Aufnahmeländern. Dem Buch gelingt es, theoretische und empirische Analysen in einem ausgewogenen Verhältnis zu präsentieren – mit einem gemeinsamen Nenner: Die aus der Immigration resultierende kulturelle Vielfalt wird hier weder als selbstverständlich wünschenswert noch als ein zu überwindendes Problem dargestellt, sondern vielmehr als eine fundamentale Herausforderung, auf die liberale Demokratien noch keine entsprechende Antwort gefunden haben.

Zu beziehen bei Rainer Bauböck: Tel.: 0222/ 599 91-176; Fax: DW 171; e-mail: bauboeck@ihssv.wsr.ac.at

mh

Foto: Mehmet Emir

Im März 1997

Große Ereignisse werfen schon ihren Schatten voraus, und daraus folgt: Schwer hat man es als Vertreter einer Minderheit heutzutage, wenn man den Anforderungen einer Mehrheit gerecht werden soll und dabei ungerechterweise beißendem Spott, bösartiger Kritik und telephonischem Terror beim Kundendienst ausgesetzt ist. Aber was getan werden muß, muß getan werden. Der Herr Generalintendant, der sich zu Recht Sorgen um eine breite Mehrheit für seine Wiederwahl macht, hat sich fürchterlich wegen des frechen Betragens eines Moderators geärgert, der einem FPÖ-Politiker Fragen stellte, anstatt diesen eine satte zwölfminütige Wahlrede halten zu lassen. Klar, daß sich der Herr Generalintendant dabei nicht um papierene Kompetenzchen und Vorschriften kümmern konnte und sofort zur Tat schritt: Der Moderator wurde von seinem Posten entfernt.

Das wahre Problem aber liegt tiefer. Solche peinlichen Ausrutscher können immer wieder passieren, wenn wir dem nicht einen Riegel vorschieben. Trotz eindringlicher Belehrung können Journalisten auf ihren Auftrag vergessen und einem Politiker peinliche Fragen stellen. Zur Vermeidung solcher Katastrophen habe ich nun ein Formblatt entworfen, in dem ein Politikerinterview mit Modellcharakter ausgeführt ist, an das sich unsere Mitarbeiter genau zu halten haben.

ORF-Moderator: Guten Tag ...

FPÖ-Politiker: Erstens einmal heißt das Grüß Gott, wenn Sie mit mir reden, immerhin sind wir seit Jahrtausenden christlich-abendländisch geprägt, auch wenn man das Ihren ostischen Gesichtszügen mit den zusammengewachsenen Augenbrauen nicht entnehmen kann. Und zweitens müßte es Guten Abend heißen, denn untertags red' ich ja gar nicht mit Ihnen, weil da viel zuwenig Leute zuschauen. Die Prime time ist meine Crime time – das könnt' auch einer wie Sie schön langsam wissen! Aber Sie gehören ja nicht zu den fleißigen und anständigen Österreichern, Sie wollen sich ja nur Liebkind machen bei Jelinek, Pasterk und Scholten. *Haut mit der Faust auf den Tisch.*

ORF-Moderator: Verzeihung, könnten Sie mir bitte sagen, wie spät es ist?

FPÖ-Politiker: Diese freche Frage ist wieder einmal typisch für den linkslinken Gesinnungsterror einiger linksrabiater Herrschaften im ORF! Aber das eine kann ich Ihnen sagen: Ihr letztes Stündlein im Rotfunk hat bald geschlagen, wenn Sie mich nicht zu Wort kommen lassen! Dafür bin ich nicht drei Stunden von Klagenfurt hergefahren, daß einer wie Sie, der schon als Student alles bestritten hat bis auf seinen Lebensunterhalt, nicht erkennen will, daß es in der Ausländerfrage schon fünf vor zwölf ist, und wir ehrlichen und fleißigen Österreicher haben es endgültig satt, fremde Parasiten durchzufüttern und zu mästen. Da können Sie LichterketterIn bilden, soviel Sie wollen, obwohl Sie Ihr Licht besser unter den Scheffel stellen würden, weil ein großes Kirchenlicht sind Sie ja bekanntlich nicht!

ORF-Moderator: Entschuldigung, ich wollte halt fragen ...

FPÖ-Politiker: Chineseln Sie nicht! Ich weiß, daß Sie hart fragen wollten, das ist ja Ihr Auftrag von der linkslinken Kulturschickeria, von der Haider-Jagdgesellschaft, die die ehrlichen und fleißigen Österreicher überall nur beschimpft. Das ist wieder typisch für den Organisierten Rot Funk namens ORF, daß Sie am Gängelband eines Claus Peymann hängen, anstatt das Objektivitätsgebot zu beachten. Uns liegt ja ein Photo vor, das beweist, daß Sie vor 29 Jahren einen Marx-Bart getragen haben! Und von Ihrem „Ho-Ho-Ho-Chi-Minh"-Geschrei während einer Demonstration 1972 haben wir ein Tonbandprotokoll! Ich kann Ihnen jetzt schon sagen, daß ein repräsentativer Querschnitt der ehrlichen und fleißigen österreichischen Bevölkerung, nämlich 852 unserer Parteimitglieder, in dieser Minute zum Telephon greiften, um sich beim ORF-Kundendienst über Ihr nicht zu entschuldigendes Benehmen zu beschweren. Wo sind wir denn? Sind wir schon Fremde im eigenen Land? Pfui, sag' ich! *Spuckt dem ORF-Moderator ins Gesicht.*

ORF-Moderator: Aber ich ...

FPÖ-Politiker: Jetzt reicht es aber. Sie sind nicht hier, um sich selbst zu verwirklichen, was ja der Gipfel wäre, sondern damit sich die Zuschauer selbst ein Bild machen können, das wir entworfen haben. Sie glauben, Sie können mich mundtot machen, aber ich warne Sie, wenn wir an der Macht sind, werden wir hier gehörig ausmisten, da landen Sie am Schindanger der Geschichte, da können Sie am liebsten gleich auswandern, Ihre ausländischen Freunde warten eh schon. So geht das nicht, daß Sie mir dauernd das Wort abschneiden. Die ehrlichen und fleißigen Österreicher sind Zeuge, daß ich mich da wehren muß! *Holt aus seiner Aktentasche einen Baseballschläger hervor.*

Wenn wir diesen Idealzustand erreicht haben, kann es keine Politikerbeschwerden mehr geben. Aber ich fürchte, einigen Dauerkrakeelern wird das auch nicht recht sein. Hauptsache, dem Herrn Generalintendanten gefällt's.

Erscheinungsort Innsbruck, Verlagspostamt A-6020 Innsbruck
P.b.b. Bürgerinitiative Demokratisch Leben Nr.: 2/97
Aufgabepostamt A-9020 Klagenfurt

WIEN KULTUR

WIR ALLE SIND WIEN
WIENER INTEGRATIONSFONDS

KUNST TIROL INNSBRUCK TIROL KULTUR

LAND KÄRNTEN KULTUR

GRÜNE BILDUNGSWERKSTATT MINDERHEITEN

bm:wvk

Bundesministerium
für Umwelt, Jugend
und Familie

Zveza slovenskih
organizacij/
Zentralverband
slowenischer
Organisationen

Bureau de poste
A-9020 Klagenfurt
(Autriche)
Taxe perçue